Friedrich von Bodelschwingh

Vater Bodelschwingh hat der ganzen Welt den Tatbeweis des Christentums geliefert in seiner Person und in seinem Werk; er hat unter uns ein Denkmal der Barmher­zigkeit auf gerichtet. So hat sein Name noch heute einen besonderen Klang. Wer aber kennt diesen Menschen wirklich? Wer weiß, woher ihm die Kraft wurde, immer neue Aufgaben anzufassen und sie allen Schwierigkeiten zum Trotz durchzuführen? Wer kennt die Ausrüstung, die der Mann der Liebe in schwerer Schule erfahren hat, bis er wurde, was er war?

Pastor Senf, ein Mitarbeiter von der Lei­tung der Hoffnungstaler Anstalten, des letzten großen Bodelschwinghschen Wer­kes in Lobetal vor den Toren Berlins läßt uns in diesem Büchlein einen Blick tun in das Geheimnis von Bodelschwinghs Leben. Wir sehen sein Werden in Gottes Schule, seinen Dienst im Kleinen und an den Ge­ringen, sein Ringen um die Seele des deut­schen Arbeiters, seine Hingabe an das Werk der Äußeren Mission, seinen Eifer für den Bau der Kirche, die auf der Bru­derschaft derer beruht, denen Barmherzig­keit widerfahren ist, und die Gottes Auf­trag in der Welt ausführen wollen. Dieser Tatsachenbericht spricht auch zu denen, die bisher Bodelschwinghs Werk nur von außen kannten.

Friedrich von Bodelschwingh

Der Vater des Bethel-Werkes

Von

Ernst Senf
5. Auflage
(23.— 28. Tausend)

BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN UND BASEL

Band 1 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes'

INHALTSVERZEICHNIS

[Zur Einführung 3](#bookmark2)

[Herkunft und Werdegang 5](#bookmark3)

[Berufung 15](#bookmark4)

[Zubereitung 25](#bookmark5)

[Schwere Wege 35](#bookmark6)

[Samariterdienst 43](#bookmark7)

[Vom Kleinen zum Großen 55](#bookmark8)

[Dienst am Arbeiter 61](#bookmark9)

[Erziehungsarbeit 69](#bookmark10)

[Für eine lebendige Kirche 73](#bookmark11)

[Praktische Erziehung der Theologen .... 78](#bookmark12)

[Aeußere Mission 81 -](#bookmark13)

[Der Heimgang 84](#bookmark14)

Was können wir von Vater Bodelschwingh lernen? 86

Das Umschlagbild ist mit freundlicher Genehmigung der
Leitung der Betheler Anstalten nach dem bekannten
Porträt Bodelschwinghs von dem Maler Schulte vom Hofe
wiedergegeben.

Copyright 1954 by Brunnen-Verlag, Gießen.

Druck: Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg/Lahn.

Zur Einführung

„Wenn es gelingt, unsere Arbeit unter den Blickpunkt der Ewigkeit zu brin­gen, dann dient alles dem ewigen Ziel."[[1]](#footnote-1))

Die evangelische Kirche kennt keine „Heili­gen", wohl aber hat sie in ihren Reihen Männer und Frauen, in denen etwas von dem Wesen des Herrn Jesu Gestalt gewonnen hat. Ihr Leben ist ein Zeugnis von der Macht Christi, ihr Werden ein Zeugnis davon, wie der lebendige Gott aus den irdischen Gegebenheiten eines Menschen­lebens sich Werkzeuge zubereitet, die er brau­chen kann. Bodelschwingh ist solch ein Werk­zeug in Gottes Hand. Seine Gemeinde — es ist eine Gemeinde, die über die ganze Welt reicht •— hat ihm den Ehrennamen „Vater" gegeben. Sie hat auf diese Weise zum Ausdruck gebracht, daß man sich in seiner Nähe geborgen vorkam. Weil Bodelschwingh selber in der Geborgenheit des Kreuzes stand, spürten die Menschen, die zu ihm kamen, etwas von der Macht und der Sicher­heit, die vom Kreuz herkommt und dem Leben eine neue Bahn weist. Der Wanderer hat es auch gespürt, der zu Vater Bodelschwingh kam, wie­der einmal ganz abgerissen und müde, und sagte: „Herr Pastor, vor sechs Jahren haben Sie mit mir gebetet; das hat bis jetzt vorgehalten. Nun geht es nicht mehr; beten Sie wieder mit mir!"

Es ist etwas Geheimnisvolles umdiesenMann; wer ihm begegnete, bekam einen unvergeßlichen

Eindruck. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die, wie man es manchmal ausdrückt, eine dop­pelte Bekehrung erlebt haben: die erste vom natürlichen Menschen zum Christen, die zweite vom Christen zum Menschen. Bei ihm war alle Frömmigkeit natürlich, da war nichts Gemachtes und Gekünsteltes, nichts Süßliches und Ge­schraubtes; das Natürliche war geheiligt, das Heilige war natürlich geworden. Darum verstan­den ihn auch die, deren Ohr längst taub gewor­den war für die Stimme aus der Höhe. Darum reicht die Wirkung seines Lebens auch weit hinaus über den Kreis der Kirchenchristen und tief hinein in die Reihen derer, die schon jede Verbindung mit der Kirche zerrissen haben, und derer, die in anderen christlichen Kreisen leben. Er sprach die Sprache der Liebe, und die wurde überall verstanden.

Bodelschwingh hat nie etwas „machen" wol­len. Er sagte manchmal, wenn er gefragt wurde, wie sein Werk geworden sei: „Ich habe immer nur gebremst." Er hatte die neuen Augen, die die Not sahen, die Ohren, die den Hilfeschrei der Verzweifelnden hörten, und das Herz, das es nicht fertigbrachte, daran vorüberzugehen. Er mußte helfen.

Er erschrak nicht vor der Größe der Not, auf die er stieß; er bebte nicht davor zurück, allein und als erster eine ihm auf seinen Weg gelegte Aufgabe anzufassen. Er hörte seines Herrn Stimme: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt." Mehr als einmal hat man ihn einen Nar­ren, einen unverbesserlichen Idealisten geschol­ten, ihm die völlige Ergebnislosigkeit aller sei­ner Liebesmühe prophezeit; er ist seinen Weg im Glauben gegangen: „Auf Dein Wort!" -— und ist nicht zuschanden geworden. Auf diesen wagenden Glauben ist sein Werk gegründet: Bethel, die Heimat der Epileptischen; die Arbei­terkolonien, die Heimat der Wanderer; die Eigenheime, die Heimat der „Bodenlosen"; die Bethelmission. Alles aus den kleinsten An­fängen.

Sein ganzes Leben — fast 80 Jahre — war Le­ben im Dienst und darum ein reiches Leben, reich an Arbeit, an Freude und Leid — aber auch reich an wunderbaren Führungen und Tröstungen Gottes. Der Name Bodelschwingh hat seinen eignen Klang in der Welt und — was mehr bedeutet, in Geschichte und Gegenwart der christlichen Kirche: in ihm erschien den Deut­schen ein barmherziger Samariter.

Herkunft und Werdegang

„Aus den Wundern seiner Gnade und Herrlichkeit steigt Lebenssaft in die dürren Bäume unseres Lebens."

Bodelschwinghs Heimat ist Westfalen. Zwei Stunden westlich von Dortmund, am Aus­gang einer engen Waldschlucht, liegt das Stamm­schloß des Geschlechts: „Haus Bodelschwingh". H e i m a t ist aber mehr als nur der Boden und das Land, dem man entstammt; Heimat ist auch die Verbundenheit mit den Geschlechtern, die vorangegangen sind, Verbundenheit mit ihrem

Erleben, ihrem Wirken, ihrer Geschichte. Einer der Vorfahren Bodelschwinghs soll unter der alten Femlinde zu Dortmund das Gericht der hei­ligen Feme geübt haben, ein anderer fiel im Kampf um die Kolonisation des Ostens im Bal­tenlande. Ein Bodelschwingh fiel im Kampf ge­gen die Türken; ein anderer wird lobend in den Berichten des Domkapitels zu Mainz erwähnt. Eine Friederike von Bodelschwingh hatte in El­berfeld viel um ihres evangelischen Bekenntnis­ses willen zu leiden.

Zuallertiefst istHeimat die Verbundenheit mit dem Gott, der die irdische Ffeimat gab und das Leben der Geschlechter, der durch Jesus Christus aus der irdischen Heimat eine Herberge macht und mit ewigem Band den Menschen an die obere Heimat bindet. Das alles zusammen ist Bodelschwinghs Heimat. Weil er die ewige Hei­mat kannte, wußte er den Wert der irdischen zu schätzen; denn er kannte den tiefen Zusammen­hang zwischen beiden.

Aus den Erzählungen des Vaters wußte Bodel­schwingh noch etwas von der französischen Be­satzung Westfalens. Der Vater, Ernst von Bodel­schwingh, hatte die Zeit der Erniedrigung Preußens erlebt. Der 18jährige Student kämpfte als Jägerleutnant die Schlachten bei Groß-Gör- schen, Bautzen, an der Katzbach und bei Leipzig mit. In den Verfolgungskämpfen wurde er bei Freiberg schwer verwundet; dicht oberhalb des Herzens durchbohrte ein Schuß die Lunge. Durch eine gnädige Fügung kam der Schwerverwun­dete in das kleine Städtchen Lauchstädt, wo er dem Stadtschreiber einige Tage vorher beim Ausfüllen der Quartierzettel geholfen hatte. Der nahm den Todwunden in sein Haus. Rührend sorgte sein Bursche für ihn. Da für den Verwun­deten wegen seiner Länge kein Bett zu beschaf­fen war, bettete man ihn auf die Erde. Am Fuß­ende hatte der Bursche sein Lager und meinte: „Herr Leutnant, wenn Sie etwas brauchen, dann treten Sie nur!" Die Wunde heilte, aber der Kranke blieb siech. Es war wieder eine gnädige Fügung, welche die Wunde zum Aufbrechen brachte, als der Kranke beim Besuch der Mutter, die herbeigeeilt war, in Erregung geriet. Uni­formfetzen, die die Heilung verhindert hatten, kamen zum Vorschein, und nun genas der Ver­wundete. Kaum genesen, zog er 1815 abermals mit gegen Frankreich. Auf dem Wege zur Truppe lernte er zwei Schwestern aus dem Ge­schlecht derer von Diest kennen, deren Post­kutsche auf der schlechten Straße einen Unfall gehabt hatte. Eine der beiden, Charlotte von Diest, wurde seine Frau. Dieser Ehe entstammt Friedrich von Bodelschwingh.

Als 27jähriger wurdeErnstvonBodelschwingh Landrat des Kreises Tecklenburg in Westfalen. Der Reichsfreiherr vom Stein — vielleicht der größte und charaktervollste Deutsche der dama­ligen Zeit — hatte dicht bei Velmede, dem Familienbesitz der Bodelschwinghs, in Kappen­berg ein Gut. Er war auf den jungen Bodel­schwingh aufmerksam geworden und schenkte ihm seine Freundschaft. Dieser Freundschaft ver­dankte der junge Landrat für sein Leben und sein Amt Entscheidendes. Da in Tecklenburg keine geeignete Wohnung zu finden war, wohnte Ernst von Bodelschwingh dicht bei Tecklenburg, im Haus Mark. Hier wurde Friedrich von Bodel­schwingh am 6. März 1831 als das sechste Kind geboren.

Im Elternhaus verlebte er eine glückliche Ju­gend, in die nur von Zeit zu Zeit wie ein dunkler Schatten schwere Erkrankung des Vaters fiel. Die alte Wunde machte dem Vater immer wie­der zu schaffen, mehr als einmal war er dadurch dem Tode nahe. So fiel in die früheste Jugend hinein die Sorge um den geliebten Vater.

In Koblenz, wohin der Vater als Oberpräsi­dent der Rheinprovinz versetzt war, wurde der Lebens- und Spielraum für die Kinder noch wei­ter, besonders dadurch, daß der Vater dicht am Ufer des Rheins einen kleinen Garten kaufte. Ein wunderbarer Tummelplatz für die Kinder und zugleich für sie eine Stätte der ersten Ar­beit; sie durften im Garten mithelfen. In diese Zeit fällt ein bemerkenswertes Kindheitserleb­nis: Nach Kinderart kletterten die Kinder oft ge­nug über die Gartenmauer, bis der Vater es ihnen eines Tages verbot, damit nicht Fremde es nachmachten. Die Kinder sollten ordentlich durch die Tür gehen und abschließen. Eines Tages war Fritz beim Mittagessen nicht da. Die Kinder wa­ren nach Hause gegangen in der Meinung, er sei schon längst voran; er aber saß ganz oben in einem Kirschbaum, und als er entdeckte, daß die anderen fort waren, war die Tür zugeschlossen. Der Weg über die Mauer war möglich und früher oft genug gemacht, aber der Vater hatte es ver­boten. Zu Hause suchte man den Jungen, glaubte schon, er wäre in den Rhein gefallen oder ihm sonst ein Unglück zugestoßen. Er aber war vor Müdigkeit undTränen in der Gartenlaube einge­schlafen. Auf den Gedanken, ihn im Garten zu suchen, kam niemand. Schließlich entdeckte ihn der Vater. Er mußte ihn auf wecken: „Mein Sohn, wie konntest du uns das antun?" Der Junge ant­wortete, in Tränen aufgelöst: „Vater, du hattest doch verboten, über die Mauer zu klettern.“ — Wer einem Vaterwort gehorchen kann, lernt wohl auch einmal, Gottes Wort zu gehorchen.

In Koblenz fing der erste Schulunterricht an, teils von Privatlehrern erteilt, teils in der Bür­gerschule. Als der Vater 1842 zum Leiter des Finanzministeriums in Berlin berufen wurde, besuchte Bodelschwingh das Joachims- talsche und später das Friedrich-Wilhelm-Gym- nasium. Hier gehörte er mit zu den Spielgefähr­ten, die vom königlichen Hause für den Kron­prinzen Friedrich, den nachmaligen Kaiser Friedrich, ausgesucht wurden. So kam er früh in eine Verbindung mit dem königlichen Hause und in warmherzige Freundschaft mit sei­nem königlichen Spielgefährten. Sie hat zeit­lebens gedauert. Reiten, Fechten, Schwimmen, Wandern war in dieser Zeit der gesunde Aus­gleich gegen die tüchtige Lernarbeit in der Schule, die er 1849 verließ.

Da der Vater im Revolutionsjahr entlassen wurde und sich auf das Stammgut Velmede zurückzog, machte Bodelschwingh die Abschluß-

Prüfung in Dortmund. Jetzt erhob sich die Frage nach dem Beruf. Zunächst studierte Bodel- schwingh Physik und Botanik, beides hatte ihm immer Freude gemacht. Bald aber entschloß er sich, mit Einwilligung seines Vaters, zum Beruf des Landwirtes. Der Vater selbst brachte den Sohn auf das Gut Kienitz im Oderbruch. Es war kein leichter Dienst als Eleve. Früh um fünf Uhr standen Inspektoren und Eleven vor dem Lehrherrn. Der junge Koppe hatte Bodelschwingh mit einiger Besorgnis angenommen: einen Ele­ven mit dem Zeugnis der Reife und einigen Se­mestern Studium hatte er noch nicht gehabt. Er fürchtete, der „Neue" würde die schwere Arbeit scheuen, und war heilfroh, als Bodelschwingh wie er die Ochsengespanne pflügen sah, er­klärte, er wolle das auch lernen. So ging er denn an diese schwere körperliche Arbeit. Der bei der Trockenheit harte, lehmige Boden des Oder­bruchs warf beim Pflügen große Schollen. Einige Ochsen hatten schwer zu ziehen, um den Boden aufzubrechen. Sie wurden um die Mittagszeit durch andere ersetzt, der Pflüger aber blieb draußen. Die Knöchel schmerzten, die Haut brannte; aber Bodelschwingh hielt seine vier Wochen durch. Auch alle andere Arbeit machte er mit. Er säte Korn, obwohl das schwere Saat­tuch mit seiner Kornlast ihm die Schultern wund rieb und er dabei ganz lahm wurde. Er half dreschen—damals wurde noch mit dem Flegel ge­droschen —, Weidenköpfen, Rübensäen und ver­ziehen, Klee und Heu ernten. Keine Arbeit blieb ihm fremd. So lernte er die schwere Bauern­

arbeit achten und verstand zu schätzen, was sie wert war, was ein Mann leisten kann und was nicht. Daneben hatte er die Aufsicht über die Ställe und mußte mit peinlicher Sorgfalt die Bücher führen.

Neben aller körperlichen Arbeit ließ er seinen Geist nicht rasten. Als er Kolonnen von Arbei­tern beim Hacken und Jäten zu beaufsichtigen hatte, zog er oft irgendein Buch, das er mitge­nommen hatte, aus der Tasche und lernte beim Hin- und Hergehen manches schöne Gedicht aus­wendig.

Seine Soldatenzeit verging rasch, schnel­ler als er und seine Familie es dachten. Beim Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment war er 1851 eingetreten. Da er beim Manöver durch Er­kältung sich eine Lungenkrankheit zuzog, wur­de er nach kurzer Dienstzeit als „ein mit der Muskete ausgebildeter Halbinvalide" für dienst­untauglich erklärt und entlassen. So kehrte er zur Landwirtschaft zurück, aber nicht nach Kie­nitz, sondern nach Gramenz in Hinterpommern. Hier hatte ein Herr von Senfft große Güter. Mit dessen Neffen, Ernst von Senfft, war er freundschaftlich verbunden, mit ihm zusammen bewirtschaftete er den gesamten Grundbesitz. In einem Brief an den Vater vom Himmelfahrts­tage 1852 schilderte er ausführlich seine Erfah­rungen und seine Arbeit. Bodelschwingh hat sich nicht nur um das Land und die Wirtschaft, son­dern vor allen Dingen um die Men­schen, besonders die Tagelöhner gekümmert. Ein großer Teil von ihnen war durch falsche Be­

handlung unter rohen Inspektorenhänden ver­kümmert und verkommen. Leider hatte die falsche Art der Wirtschaftsführung durch denBe- sitzer selbst viel zu diesem Elend beigetragen. Der alte Herr von Senfft litt an einer regelrech­ten Landgier. So kam es immer wieder vor, daß er seine bisherigen Pächter aus ihren alten Wohnstätten hinaustrieb, ihnen das Land nahm und sie auf den Stand der Tagelöhner herunter­drückte. Da sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten, andererseits mit dem kleinenVerdienst nicht zu wirtschaften verstanden, ergaben sich viele dem falschen Tröster, dem Branntwein. Dadurch wurde das Elend erst recht schlimm. Das Deputat an Kartoffeln und Getreide, das sie erhielten, verkauften sie, und nicht lange danach litten sie Hunger. Der Besitzer wußte von die­sem Elend nichts oder sah es nicht, die Inspek­toren kümmerten sich nicht darum. Bodel- schwingh lernte es kennen,indem erindieHüttenderLeuteging.

Er schrieb dem Vater, daß er, um wirklich zu helfen, sich auf das genaueste um die Familien­verhältnisse der Leute kümmern müsse und in vielen Familien förmlich die Haushaltung führe. Zu seinem Erstaunen merkte er, daß die Leute an ihn so anhänglich wurden, daß er sich fast täglich der Ausbrüche ihrer Dankbarkeit erweh­ren mußte, obwohl er durch die Uebernahme des Haushalts den Familienvater und die Mutter beinahe entrechtete. So verschaffte er ihnen statt des teuren Roggens die billigere Gerste und Kartoffeln, gab ihnen den Tagelohn wö­chentlich statt viertel jährlich und maß man­chen sogar das Mehl für die Suppe zu. Er schreibt: „Ich hielt mich notgedrungen beständig im Zusammenhang mit den Speisekammern fast sämtlicher Leute; die Vorräte an Mehl, Kartof­feln, Salz und Milch muß ich stets im Gedächtnis haben; es ist im eigentlichen Sinn des Wortes meine eigene Haushaltung."

Den Segen für diese Arbeit erkannte Bodel- schwingh selbst darin, daß er in stetem Zusam­menhang mit so großer Armut mit seinem eige­nen Lose recht von Herzen zufrieden sein konnte.

Hatte Bodelschwingh schon hier kennenge­lernt, daß nur der persönliche Einsatz und das Vertrauen von Mensch zu Mensch wirklich Hilfe bringt, so erlebte er zur selben Zeit, daß man m i t Geld nicht helfen kann. Er hatte im ersten Jahre seiner Gramenzer Arbeit von dem alten Herrn Senfft 100 Taler geschenkt erhalten mit dem Auftrag, sie zum Besten der Armen zu verwenden. Er fand eines Tages auf einem Vor­werk eine Hütte, in der ein Ehepaar wohnte, das sich selber mit Branntwein über seine elende Lage hinwegzutäuschen versuchte. Mann und Frau tranken, und den Kindern gaben sie auch davon. Bei seinem Eintritt sah er auf dem Boden eine Leiche liegen. Es war die Leiche der Frau. Wie er davorstand, bewegte sich plötzlich die Decke, und auf jeder Seite guckte einKinderkopf unter der Decke hervor. Sie verschwanden aber sofort wieder; denn es war kalt und in der Woh­nung kein Feuer. Hier schenkte Bodelschwingh

Roggen, Kleider und Feuerung, um zu helfen. In anderen Häusern, wo ebenfalls der Branntwein herrschte, versuchte er es gleichfalls durch Ge­währung von Lebensmitteln und Kleidung, die er ihnen schenkte. Seine 100 Taler waren jedoch bald ausgegeben, und er mußte die ihn sehr be­trübende Erfahrung machen, daß die Unterstütz­ten den Roggen und die Kleidung wieder ver­kauften, um Geld für Branntwein zu haben. Er sagte selbst: „Diese Lehre war mir nicht zum

Schaden; denn ich lernte,daß mit bloßen mensch­lichen Künsten der Gutmütigkeit gegen mensch­liches Elend und gegen die Sünde, aus der das Elend stammt, nichts auszurichten ist."

Im Kampf gegen den Branntwein fand Bodelschwingh bei seinem Lehrherrn darin eine starke Hilfe, daß er bei den Erntefesten alle Trinkereien und Tanzereien streng untersagte. Hier hat er gelernt, daß man das Schlechte am wirksamsten dadurch bekämpft, daß man Gutes an seine Stelle setzt. So wurden am Erntedank­fest fröhliche Volksfeste gefeiert, die für die Großen und die Kleinen ein rechter Freudentag waren. Im Walde wurde unter Buchen und Eichen Kaffee getrunken und dazu Körbe voll Kuchen und Obst verzehrt. Hinterher folgten Spiele und Gesänge für alle. Mit Gebet und Lied schloß das Fest.

In die Gramenzer Zeit fiel der Tod des Vaters Ernst von Bodelschwingh. Der König hatte- ihn 1852 zum Regierungspräsidenten von Arnsberg ernannt. Hier entstand zwei Jahre später als Folge einer Mißernte eine Hungersnot. Ernst von Bodelschwingh, von jeher gewohnt, mit eigenen Augen zu sehen, hatte sich selbst in das am meisten bedrohte Wittgensteiner Land auf­gemacht, um in den Ortschaften und Hütten der Aermsten nach dem Rechten zu sehen und zu prüfen, wie man am besten Abhilfe schaffen könnte. In dem kleinen Städtchen Medebach durchnäßte ihn ein Regenschauer und warf ihn aufs Krankenlager. Seine Frau konnte noch kom­men und die letzten Tage mit ihm verleben. Dann machte ein plötzlicher Lungenschlag sei­nem Leben ein Ende, kaum daß die Eltern noch Zeit hatten, voneinander Abschied zu nehmen. Zum Begräbnis kam Friedrich zu spät. Die Post nach Pommern und die Fahrt in die Heimat dauerten viel zu lange. Bei seiner Ankunft fand er den Vater nicht mehr, nur noch sein Grab.

Trotz des schweren Verlustes brachte diese Reise ihm und den Geschwistern reichen Ge­winn. Sie waren alle zusammengekommen, und in diesen acht Tagen des Zusammenseins schlos­sen sie sich gegenseitig ihre Herzen auf wie nie zuvor. Sie entdeckten, daß sie innerlich auf dem gleichen Wege waren. Es war ihnen allen, als käme über das Grab hinweg aus der Ewigkeit der Segen des Vaters, den er ihnen im Leben nicht mehr hatte geben können.

Berufung

„Wir sollen fröhliche Lobsänger wer­den."

Ehe die zarten Halmspitzen aus dem Boden sprießen, hat unter der Erde in geheimnisvoller

Verborgenheit ihr Leben angefangen, es war nur nicht zu sehen. Es ist mit dem Leben, das aus Gottes Wort und Geist kommt, nicht anders. Wenn ein Mensch sich dieses Lebens bewußt wird, muß er zu seiner eigenen Verwunderung feststellen: es hat längst angefangen. Wer es unternimmt, nachzuforschen, wann und wie es begonnen hat, der sieht sein früheres Leben in einer ganz neuen Beleuchtung, fast kennt er es selbst nicht wieder. Bisherige nebensächliche, fast vergessene oder kaum beachtete Erlebnisse enthüllen ihre tiefe Bedeutung, bisher für höchst wichtig angesehene Ereignisse verlieren ihren Sinn und werden fast bedeutungslos. Niemals aber kommen wir auch bei solchem Nachforschen bis zu den letzten Quellen. Wie der Anfang je­des Lebens, so ist auch der Anfang des Lebens aus Gott ein Geheimnis.

Ehe Friedrich von Bodelschwingh das Licht der Welt erblickte, hatte Gott angefangen, sich in ihm ein Werkzeug zuzubereiten. Es ist eine Wirklichkeit um das, was man vorgeburt­liche Erziehung nennt, eigentlich auch etwas ganz Einleuchtendes. Bodelschwinghs El­tern hatten sich damals innerlich gänzlich von dem öden Vernunftglauben ihrer Zeit gelöst. Sie waren in den frischen Geistesfrühling hineinge- kommen, der hier und da in Westfalen herein­brach. Zwar noch nicht in Tecklenburg selbst, dicht dabei aber waren in Lengerich und Ledde zwei Kanzeln, von denen hell und klar das lau­tere Evangelium erklang. Auf der einen stand der feurige Pastor Walter und auf der ande­

ren der stillere, aber dafür tiefere Pastor S m e n d. Zu ihren Kirchenbesuchern gehörten Bodelschwinghs Eltern fast regelmäßig. Sie scheuten den weiten Weg von über eine Stunde nicht. Im Herzen der Mutter war um diese Zeit ein besonderes Klingen, das nicht allein von der Freude auf das erwartete Kind kam. An dem Sonntag, an dem Friedrich geboren wurde, war sie allein zu Hause. Ihr Mann war in der Kirche und ihre Leute auch. Um die Zeit des Gottes­dienstes las sie eine Predigt von Hofacker und tat dann noch einmal das, was sie schon mehr­mals getan hatte: sie weihte das zu erwartende Kind zum Eigentum und Dienst des Herrn. Am Abend des Sonntags hielt sie das Neugeborene in ihren Armen.

Viel später erst hat Friedrich von Bodel- schwingh das erfahren. Nie hat die Mutter mit ihrem Sohn darüber gesprochen, auch dann nicht, als es sich darum handelte, für ihn einen Beruf zu erwählen und den Lebensweg zu bestimmen. Erst als Bodelschwingh selbst sich später ent­schlossen hatte, Missionar zu werden, gestand sie es ihm zugleich auch, daß das der heimliche Wunsch seines Vaters gewesen war, der die Er­füllung seines Wunsches mit irdischen Augen nicht mehr gesehen hat.

Heimlich und doch stark sind die Fäden, mit denen der lebendige Gott einen Menschen in seine Gewalt zieht. Was Frömmigkeit und christ­liches Leben ist, hatte Bodelschwingh im Eltern­hause in schönster Art und reichlich erfahren. In frühester Jugend, noch in Koblenz, erlebte Bo-

2 Bodelschwingh

17

delschwingh eine schwere Krankheit des Vaters. Alle Kinder hatten noch zur Nachtzeit vom Va­ter Abschied genommen, die Aerzte hatten ihn aufgegeben, da — so hat die Mutter später er­zählt — bat sie Gott um ein ganz gehorsames Herz, mit dem sie sagen könnte: „DeinWille geschehe!" Es ward ihr geschenkt und— die Ge­nesung des Mannes dazu. Glückstrahlend konnte sie am nächsten Morgen den Kindern sagen: „Der Vater wird wieder besser." Was für ein Erbteil für ein Kind, wenn es erfährt: Wir haben einen Gott, der das Gebet unserer Mutter erhört!

Die Zeit der Genesung war für die Kinder eine Freudenzeit. Sie durften an Vaters Bett sitzen. Aus einem kleinen Büchlein lehrte er sie lesen, einfache Schriftsätze, die aber wegen ihres In­haltes bedeutungsvoll waren. Einer der Sätze lautete: „Mein Kind, Gott ist sehr gut, er hat dich sehr lieb.“ — Das hatte Bodelschwingh an der Genesung des Vaters mit allen seinen Ge­schwistern soeben praktisch erfahren.

Von der Mutter lernten die Kinder ihre Gebete. Auch in Berlin, wo sie als Frau des Ministers neben der häuslichen noch viele an­dere Pflichten hatte, versäumte sie das Gebet mit den Kindern nie, ebensowenig der Vater seine Abendandacht mit der Familie, selbst dann nicht, wenn er zu Abendgesellschaften an den königlichen Hof geladen war.

Die Konfirmandenstunden in Unna, wo Bodelschwingh, weil er älter war als die an­deren Konfirmanden, allein unterrichtet wurde, hatten unverlöschlichen Eindruck auf ihn ge­

macht, mehr, so sagte er später, als die Konfir­mationsfeier selbst. Was da von den Eltern ins Herz gepflanzt war, wuchs weiter.

In seiner Berliner Gymnasiastenzeit hatte Bo- delschwingh einen Freund namens Bossart. Dem waren schwere Zweifel an der Güte Gottes auf­gestiegen. Es handelte sich um die alte Frage: Wie verträgt sich Gottes ewiges Gericht mit sei­ner ewigen Gnade? Bossart vertraute sich Bodel- schwingh an. Der antwortete ihm — sie standen abends unter einem klaren Sternenhimmel bei­sammen — wie aus einer Erleuchtung heraus: „Es ist beides unfaßlich, die Endlichkeit und die Unendlichkeit des Himmelsraumes. Wenn ich an das Ende käme, was würde ich da erblicken? So ist es mit dem Fragen nach dem ewigen Gericht und der ewigen Gnade auch; beide lassen sich nicht zu Ende denken. Es ist dem menschlichen Denken eine Grenze gesetzt, über die es nicht hinaus kann. Hier fängt der Glaube an, der, auch wenn er die letzten Tiefen nicht ergründen kann, Gott vertraut." — Solcher Glaube brauchte allerdings erst noch seine praktische Bewährung. Sie wurde Bodelschwingh auferlegt.

Auf Bodelschwinghs Lehrstelle in Kienitz war es mit dem christlichen Leben und dem Kirch­gang schlecht bestellt. Teilweise lag es an dem dortigen Pastor. Es hatten aber die jungen Ele­ven dafür auch kaum Verständnis. Es geschah Bodelschwingh öfter, daß er um seines Kirch­ganges willen ausgelacht wurde. Er besuchte nicht mehr sonntäglich den Gottesdienst. Von Zeit zu Zeit aber ging er doch, „aus Trotz", wie

er später sagte; doch fühlte er wohl, so war es nicht das Rechte.

Ganz anders war es in dieser Beziehung in Gramenz, wo ein wackerer Pastor Diekmann in einer kirchlich gesinnten Gemeinde arbeitete, und wo er mit seinem gleichgesinnten Freunde Ernst von Senfft sich gut stand. Die schwere Ver­antwortung für den gesamten Besitz, die großen Spannungen zwischen Pächtern und Gutsherr, und auch zwischen ihnen beiden und dem Guts­herrn selber, lagen immer wieder schwer auf ihrer Seele. So kam es vor, daß die Freunde zu­einander sagten: „Wir müssen beten, sonst sind wir verloren."

Die nachhaltige Wirkung ging von dem Tode des Vaters aus und vom Zusammensein mit den Geschwistern in der Woche nach dessen Tode. Die Schwestern werden da erzählt haben, daß sie ihre Mutter an der Leiche des Vaters an tra­fen mit verklärtem Gesicht und ohne Tränen. Auf die erstaunte Frage: „Mutter, du weinst ja nicht?" kam die Antwort: „Wie soll ich weinen, da Gott ihn mir 28 Jahre lang gelassen hat und wir so unbeschreiblich glücklich miteinander ge­wesen sind?" Hier erlebte er bei seiner Mutter die Kraft des Glaubens, die über Sterben und Tod hinweghilft.

In Gramenz rang er sich jetzt zu einem per­sönlichen Gebets leben durch. Bei einem Sturz vom Pferde war Bodelschwingh wunderbar bewahrt geblieben, er hatte nur lange bewußtlos neben dem Tier, das stehengeblieben war, auf der Erde gelegen. Manches Mal in sei­ner Bedrängnis zog es ihn an dieselbe Stelle, die ganz einsam lag. Dort schrie er um Hilfe. Die Leitung und Aufsicht über die zwölf Inspek­toren, die ganze Verantwortung für den Betrieb erforderten täglich neue Kraft, und Bodel- schwingh fühlte, daß er sie nicht besaß. Eine an­dere Hilfe leistete ihm ein alter Posthalter, Otto Mellin in Gramenz, der früher Inspek­tor gewesen war. Er war ein stiller, freundlicher Mann, der bei der Beförderung der Briefe Ge­legenheit hatte, mit dem und jenem Freud und Leid zu besprechen. Er war eigentlich der stille Seelsorger in Gramenz und leistete den Dienst, den Pastor Diekmann in seiner herberen Art nicht leisten konnte. Auch für Bodelschwingh wurde er der Seelsorger. Manches Mal zog der alte Mellin ihn in das kleine Stübchen hinter dem Postzimmer und schlug ihm eine Bibelstelle auf, die Stärkung und Zuversicht für die beson­dere Lage verhieß.

Bodelschwingh spürte immer mehr, e r brauchte die Stille, aber er hatte sie nicht. So war aus seiner Sehnsucht nach Stille allmählich ein Gebet um Stille geworden. Sein Gebet wurde erhört. An und für sich hätten die Sonntage auf dem Lande Gelegenheit zur Stille geboten, aber an den Nachmittagen fand sich alles zusammen bei Spiel, Scherz und Kegel­schieben; davon konnte sich Bodelschwingh nicht ausschließen. Da kam ihm ein Unglücksfall zu Hilfe. Sein Pferd, das einige Tage gestanden hatte und übermütig geworden war, überschlug sich, als er aufstieg, und er kam unter das Pferd zu liegen. Auch hier wurde er bewahrt, er trug aber eine starke Quetschung und eine Ver­letzung des Knochens am rechten Unterarm da­von, so daß er den Arm in der Binde tragen mußte. Mit dem Kegelschieben war es vorbei. Hinfort hatte er seinen stillen Sonntagnach­mittag.

Er nützte ihn aus, indem er viel im Neuen Testament las. Er hatte die Freude, daß ihm jetzt aus dem Lesen die Kraft zufloß, die er brauchte. Das Lesen im Neuen Testament wurde ihm so sehr Bedürfnis, daß er morgens eine Viertel­stunde früher aufstand, um allein seine Morgen­andacht zu halten. Damit war er wieder zu Hause, zurückversetzt in die Zeit, in der der heimgegangene Vater mit seiner Familie An­dacht gehalten hatte. „Wo der Himmel über uns geöffnet ist, da wird die Fremde zur Heimat", hat er später einmal gesagt. Er hatte es an sich selbst erfahren.

Die Berufung für seinen eigentlichen Beruf empfing Bodelschwingh an einem der stillen Sonntagnachmittage, wie er sie nach seinem Un­fall hatte. Was für eigenartige Mittel und Wege müssen manchmal dem lebendigen Gott zum Zweck der Berufung dienen: Bei einem Aufstand in China wurde ein Chinese, der denEngländern Kundschafterdienste geleistet hatte, gefangen und hingerichtet. Um das verwaiste Kind des Kundschafters zu retten, das als Verrätersohn verloren gewesen wäre, nahmen die englischen Soldaten es mit in ihre Heimat und brachten es bei christlich gesinnten Leuten unter. Hier er­hielt der Knabe Unterricht und wurde Christ. Es zog ihn nun mit aller Kraft zurück in sein Vater­land; er wollte um jeden Preis die Botschaft von Jesus Christus seinen Landsleuten bringen. Er meinte: „Was soll ich am Tage des Gerichts sagen, wenn meine Brüder mich fragen würden, warum ich ihnen den Weg des Heils nicht mitge­teilt hätte,obwohl ich ihn gewußt?" Da er in dem ungewohnten Klima schnell dahinsiechte, konnte er diesen Dienst nicht ausrichten. Die Baseler Missionsgesellschaft hatte das Leben dieses Chi­nesenknaben, T s c h i n hieß er, um dieser Ant­wortwillen in einem kleinenTraktat geschildert. Das war an und für sich nichts Besonderes; aber daß dieser Traktat auch in die Hand des Kol­porteurs kam, den der alte Herr v. Senfft ange­stellt hatte, und daß wiederum Bodelschwingh dieses Heft in die Hand bekam, war das Eigen­artige. Bodelschwingh hatte eine Reihe solcher Traktate bei sich, um sie den fleißigen Kindern, die ihm auf den Zuckerrübenfeldern halfen, zu schenken. Gelesen hatte er keinen von ihnen, er hatte sie nur verteilt. An einem Nachmittag fie­len ihm diese Traktate in die Hand, er nahm einen, um ihn zu lesen, und gerade den, in dem das Schicksal des Chinesenjungen Tschin erzählt wird. Die Frage: „Was soll ich einmal meinen Brüdern sagen, wenn sie mich fragen, warum ich ihnen den Weg des Heils nicht gezeigt habe?" fiel tief in sein Herz. Von dem Augenblick an wußte er: Du mußt Missionar werden. — Es war das selige Wissen, das immer von oben ge­schenkt wird. Hier hörte Bodelschwingh den Ruf,

gegen den es nie einen Widerspruch geben darf, wenn der Mensch nicht todunglücklich werden will, den Ruf, der ihn herausriß aus dem bis­herigen Leben. Aeußerlich gesehen wurde er weit zurückgeworfen; denn die Jahre der land­wirtschaftlichen Lehre schienen umsonst, aber es sollte sich noch heraussteilen, daß sie nicht vergeblich waren; im Gegenteil, das bisher ge­lebte Leben war die geeignetste Vor­bereitung für den besonderen Dienst, an den Bodelschwingh noch gestellt wurde.

Keinem Menschen vertraute Bodelschwingh sein Geheimnis an, er wartete noch. D a k a m derRufzumzweitenMale. Auf einem Ritt ins Nachbardorf, wo er Arbeiter für die Ernte anzuwerben hatte, kam er durch das Städt­chen Bublitz. In der Kirche feierte man Mis­sionsfest. Er band sein Pferd an den Baum und trat ein. Er hörte schnell heraus, daß der Missionar über den Text predigte: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter." Am Schluß seiner Predigt fragte der Missionar in die Gemeinde hinein, ob denn nicht einer da wäre, der zu solchem Dienst im Weinberge des Herrn Lust hätte. Da wußte Bodelschwingh: Jetzt bist du ein zweites Mal gefragt, und sein Herz gab laut dieAntwort: „Ja, ja, ich will gern kommen."

Als das Einbringen der Ernte beendet war, packte er noch in der Nacht des 11. Oktober 1852 seine Sachen und reiste nach Hause. Beim Ein­packen schlug er den alten Bogatzky auf, das Andachtsbuch seiner Eltern, und fand für diesen

Tag das Wort: Apostelgeschichte 26, 17—18: „Ich will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter welche ich dich jetzt sende." Diese Verheißung war ihm wie eine Antwort Gottes auf sein „Ja" und machte ihn fröhlich.

Zubereitung

„Ist man ein Freiwilliger des Herrn geworden, dann hört das Schwanken auf dem Wege auf."

Wenn ein Mensch in schlichtem Gehorsam zu dem ihm von Gott gewiesenen Wege ein „Ja" gesagt hat, dann macht er die Erfahrung, daß er seine Lebensführung aus der Hand gegeben und ein Größerer sie in die Hand genommen hat. Zwar geht es durchaus nicht so in allen Din­gen, wie man es sich ausgemalt und gedacht hat; der Weg ist viel reicher und herrlicher. Missio­nar ist Bodelschwingh nicht geworden, Gott hat ihn in eine andere Arbeit gestellt und ihn in einer eigenartigen Weise für diese Arbeit aus­gerüstet. Bodelschwingh ist diesen anderenWeg auch im Gehorsam gegangen und hat dann sogar noch die Erfüllung seines Herzenswunsches er­leben dürfen. Es wurde ihm nicht nur, wie einem Missionar, eine Missionsstation anvertraut, son­dern ein ganzes Missionsfeld.

Der Traktat über den Chinesenjungen Tschin, der Domprediger Hofmann, ein früherer Mis­sionsinspektor der Baseler Mission und Bodel- schwinghs eigene Neigung führten ihn zum Stu­dium der Theologie nach Basel. In der Univer­sität, noch mehr aber im Missionshaus, wo er

am Unterricht der Missionszöglinge teilnahm, fühlte er sich schnell heimisch. Er wurde immer wieder so geführt, daß er in den Kreis von Män­nern kam, die auf dem Grunde des ganzen Evan­geliums standen. In Basel wirkte damals der Professor Auberlen. Er war von einigen frommen Männern nach Basel gerufen worden, die sich zur Aufgabe gemacht hatten, aus eige­nen Mitteln dafür zu sorgen, daß ein Mann an der Universität war, der das ganze Wort der Bibel stehenließ. Von dieser Baseler Zeit schreibt Bodelschwingh selbst, daß er am Abend oft vor lauter Freude über alles Erlebte nicht einschlafen konnte.

Gleich am ersten Tage seines Baseler Aufent­haltes schaute Bodelschwingh hinein in die ver­borgenen Kraftquellen der Mission, wie sie zu vielen Tausenden im stillen fließen, oft da, wo niemand sie vermutet. Seine Wirtinnen hatten ein Mädchen aus Württemberg, die auch Bodel- schwinghs Zimmer besorgte. Sie hatte einen Missionar zum Schwager und erfuhr von ihm alle Ereignisse von dessen Missionsstation. Sie trug alles mit, und wenn einmal Trauriges ge­schehen war, dann machte sie sich selbst Vor­würfe, daß sie nicht treu gewesen sei im Wa­chen und Beten.

Im Baseler Missionshaus lernte Bo­delschwingh einen jungen Kandidaten Haug kennen, der fast blind gewesen war. Als er eines Tages mit ihm spazierenging, sagte der Kandidat plötzlich: „Heute vor vier Jahren habe ich mein Augenlicht wiederbekommen, auf das

Gebet des alten Pfarrers Blumhardt." So wurde Bodelschwingh mit Blumhardt bekannt und hörte, daß Gott auf solche Weise noch heute sich als der Lebendige und Allmächtige bezeugt. Trotzdem spürte Bodelschwingh, als er nach eineinhalb Jahren in Stuttgart und ganz in der Nähe von Bad Boll war, kein Verlangen, Blum­hardt aufzusuchen. Ein Regenschauer zwang ihn aber, unterwegs Zuflucht zu suchen, und so kam er doch nach Bad Boll und zu Blumhardt. Dieser nahm sich Bodelschwinghs, der ganz durchnäßt war, auf das freundlichste an. Es dauerte nicht lange, da schüttete Bodelschwingh ihm sein gan­zes Herz aus, und bis an ihr Lebensende sind beide miteinander gute Freunde geblieben. Es ist eben Gottes Art, dafür zu sorgen, daß seine Kinder nicht in der Vereinzelung bleiben, son­dern zu gegenseitigem Gewinn immer zueinan­der geführt werden.

Neben dem Besuch der Vorlesungen suchte Bodelschwingh den Verkehr mit seinen Lehrern, besprach sich mit ihnen und legte das Bespro­chene schriftlich nieder. Auf diese Weise blickte er mehr als andere hinein in die Welt der Wis­senschaft und des Glaubenslebens anderer und lernte auch hier Entscheidendes.

Daneben hatte er einen feinen Blick für seine Umgebung. Er lernte einen 15jährigen Pfarrers­sohn kennen, dessen Vater eine blühende Ge­meinde hatte; der Sohn selbst aber ging andere Wege. Aller Zwang von seiten des Vaters half nichts. Die Art, wie er seinem Sohn alles unter­sagte, was nach seiner Meinung mit einem

christlichen Leben nicht vereinbar war, stieß Bo- delschwingh ab. Sein Versuch zu helfen mißlang. Aus Haß und Trotz wurde der junge Mann spä­ter Mohammedaner. Dieses Erlebnis blieb Bo- delschwingh unvergeßlich. Niemals hat er später in seinem Leben seine eigene Art anderen auf­gezwungen. Er lernte: Zwang richtet Zorn an, aber Freiwilligkeit macht fröhliche Leute. Christ­liches Leben läßt sich nicht aufpressen. Darin liegt ein Stück Unglauben;man hat dasZutrauen zum Worte Gottes nicht, daß es seinen Weg macht, wenn es nur gesagt ist.

Wie es damals in seinem Herzen aussah, läßt der Text seiner ersten öffentlichen Predigt ver­muten, die er am Karfreitag in der Elisabeth­kirche zu Basel hielt. Es war Jesaja 53, 11—12. Sie war wie ein Auftakt für seine Lebensarbeit, in Wort und Tat den zu verkünden, der gerecht macht und uns Menschen mit Gott wieder in Ordnung bringt.

Fast wäre er schon damals, nach einem kur­zen Studium in Basel, in die Mission gegangen. Er lernte den alten Buchhändler Spittler kennen, in dessen Verlag der Traktat vom Chi­nesenjungen Tschin erschienen war. Dieser Mann hatte fast alle Anstalten der christlichen Liebestätigkeit in und um Basel ins Leben ge­rufen. Er stand auf dem Standpunkt des alten Missionars G o ß n e r , der seine Missionare ohne großes Studium als Handwerker hinaus­schickte und sie anwies, draußen ihr Brot selbst zu verdienen. Er wollte Bodelschwingh durchaus für die Mission in Abessinien gewinnen. Mis-

sionsinspektor Josenhans jedoch hielt es für richtiger, seinen Missionaren eine gediegene Ausbildung zu geben und auch ein auskömm­liches Gehalt, damit sie draußen ihre ganze Kraft der Wortverkündigung widmen könnten. Um Bodelschwinghs willen kamen die beiden fast aneinander. Bodelschwingh entschied sich dafür, sein Studium zu beenden. Für seine eigene spätere Missionsarbeit waren ihm diese verschiedenen Anschauungen, die er miteinan­der vereint hat, eine wichtige Lehre.

In Erlangen und Berlin beendete er sein Stu­dium. ln Berlin verwirklichte er noch seine Ab­sicht, sich für den Missionsdienst ärztliche Kennt­nisse zu verschaffen. Er wurde in dem Regiment, wo er früher gedient hatte, Lazarettgehilfe, lernte Verbände anlegen und Medizin zube­reiten.

Der Weg zum Lazarett führte ihn mit einem früheren Schulkameraden Blankenburg zusam­men, der Not litt. Bodelschwingh nahm ihn bei sich auf, mußte aber bald spüren, daß er sich einen Tyrannen aufgeladen hatte; doch diese Last ward ihm zum Gewinn. Blankenburg merkte, daß Bodelschwingh viel zu wenig auf das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchenliedern gegeben hatte, und zwang ihn, ganze Stücke des Neuen Testamentes auswendig zu lernen. Er überhörte ihn dann. — Das 1. theo­logische Examen machte Bodelschwingh in Münster. Nun war der Weg zu den Heiden offen. Doch zuletzt war ihm bei dem vielen Lernen die rechte Freudigkeit zur Predigt abhanden gekom­men, weil er an den Grundwahrheiten der christ­lichen Lehre fast irre geworden war — und er wollte doch vor sich selbst ehrlich bleiben.

Er sah es darum als gnädige Führung an, als ihm ein Pastor Meyer, der in Paris den Deutschen das Evangelium verkündigte, vor­schlug, er solle nach Paris kommen und ihm dort helfen. Es käme vor allem darauf an, „armen Kindern" zu predigen. Das wollteBodelschwingh gern wagen. „Wenn es mir gelingt", so dachte er, „den Kindern zu predigen, dann werde ich es wohl auch bei den Erwachsenen können." Paris beherbergte vor dem Kriege 1870/71 über 60 000 Deutsche, meist aus dem Süden unseres Vater­landes. Sie wollten sich in Paris soviel Geld er­arbeiten, daß sie sich später in ihrer Heimat ein kleines Stückchen Land kaufen und ein Häuschen darauf bauen könnten. Viele kamen und viele verdarben. Die Arbeit war schwer und groß. Im Norden von Paris, wo viele aus der Innenstadt Hinausgedrängte sich angesiedelt hatten, war nichts von Kirche zu spüren: keine Gemeinde, keine Schule, kein Pfarrhaus, kein Saal, erst recht keine Kirche und schon lange kein Ver­künder des Wortes Gottes. Als Bodelschwingh ankam, war er erschrocken über das Leben, die glänzenden Lichter auf den Straßen, die Men­schenmengen, es machte ihn alles ganz wirr: Wie sollst du hier das Kreuz Christi predigen? In Paris erlebte Bodelschwingh die alte Wahr­heit, daß der Herr sich zu den Demütigen be­kennt und seine Verheißungen wahr macht.

„Wo zwei oder drei versammelt sind in mei­nem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", das erlebte er buchstäblich. Auf der Straße traf er eines Tages zwei kleine Mädchen, die — er sah das ihrer Tracht an — aus dem Hessenlande stammten. Mit ihnen suchte er deren Eltern auf und hatte die Freude, daß sie ihm ihre Kinder für den Unterricht anvertrauten. „Es war ein feierlicher Augenblick", erzählte Bodelschwingh später, „als sie kamen." Er hatte in seiner Stube ein Bild des Gekreuzigten, das stellte er vor die Kinder und erzählte. Sie hatten nie etwas davon gehört. Pädagogisch gesehen war dieser Anfang etwas Unmögliches; aber das eine der beiden Mädchen war so ergriffen, daß ihm die Tränen rannen. Das ließ Bodelschwingh innerlich jubeln. Da ward ihm klar: „Wenn mich die Kinder ver­stehen, dann kann ich auch anderen predigen." Er ist von da an nie wieder in seinem Glauben wankend geworden. Er hielt sich an das Kreuz, und der Gekreuzigte hielt ihn.

Es war wie eine Bestätigung Gottes für Bodel­schwingh, daß er ihm den wunderbaren Anfang in Paris segnete. Aus den zwei Kindern wurden mehr. Aus allen Vorstädten, manchmal fast zwei Stunden weit, kamen sie, so daß seine kleinen Zimmer die Zahl nicht mehr faßten. Er schreibt: „Es wurde mir zur lebendigen Auslegung und Erfüllung der Verheißung des Herrn: Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen." Bodelschwingh fand Eingang in die Krankenhäuser, wo Deutsche zwi­schen Franzosen lagen, die meist katholisch wa­ren. Schon einWort in der Muttersprache öffnete ihm ihre Herzen, und mancher unter ihnen ge­wann sofort Vertrauen. Mancher ging nach seiner Genesung in die Heimat, andere verfielen wieder ihrem alten, bösen Leben. Mancher aber, der in Schuld und in der Verachtung Gottes ge­lebt hatte und auch um alles irdische Glück ge­kommen war, schloß in Frieden mit seinem Gott seine Augen.

Bodelschwingh erlebte, wie Gott eine Gemeinde werden läßt; aus den zwei Kindern wurden in sechs Jahren zwei Gemein­den: La Vilette und Batignolles. Auch hier hat er rückwärtsschauend sagen müssen: „Ich weiß nicht, wie es geworden ist". Er hat nichts ge­macht, hat nur immer die nächstliegende Auf­gabe tapfer und treu angegriffen. — So ist im­mer der Weg, den Gott jeden Christenmenschen führen will: nur die in den Weg gelegte Auf­gabe mutig und im Glauben angreifen, alles üb­rige ist Gottes Sache.

Bodelschwingh erlebte auch, daß Gott dem Menschen, der eine Arbeit nicht mehr allein be­wältigen kann, zur rechten Zeit die geeigneten Mitarbeiter und Freunde schenkt. Einer war ein alter Schäfer, Blank mit Namen, der litt an der Wassersucht und war immer krank, so daß er seine Hütte — so konnte man seine Behausung nur nennen — nicht mehr verlassen konnte. Er hatte allen Glauben verloren; aber ein Weih­nachtsbaum, den Bodelschwingh mit seinen Kin­dern ihm gebracht hatte, brachte die versunke­nen Glocken seines Gemütes wieder zum Klin-

gen. Er wurde ein glaubensstarker Mann. Von diesem Krankenlager ging in die ganze Gemein­de hinein ein Strom von Segen. Gott tut oft durch die schwächsten seiner Kinder die größten Taten.

Auf einem Kirchentag in Hamburg berichtete Bodelschwingh von seiner Arbeit in Paris. Dort gewann er einen jungen Lehrer Witt, der zu­nächst allein und später mit seiner jungen Frau den Unterricht der Kinder übernahm. Mittel für seine Arbeit erbat sich Bodelschwingh durch seine Arbeitsberichte, die in Kirchenblättern veröffentlicht wurden. Volkeningin Jöllen­beck, einer der Erweckungsprediger im Ravens­berger Land, schickte die Kosten für die kleine Blockhauskapelle, 800 Taler, in einer Summe. Außerdem sammelten noch Klein-Schlatter in Barmen, Sengelmann in Hamburg und auch Lud­wig Harms in Hermannsburg für seine Arbeit. Den Freundeskreis, der ihm die Mittel für sein Werk gab, besuchte Bodelschwingh treulich; denn sie trugen seine Arbeit. Er fühlte sich ver­pflichtet, sie zu besuchen und persönlich zu be­richten. Er machte dabei die Erfahrung, wie die Mitfreude der Geber ihre Herzen williger mach­te und der Segen seiner Arbeit draußen wieder in die Herzen der Geber zurückfloß; sie bekamen immer mehr zurück, als sie gaben. War er ein­mal Gottes Bote für die Ausländsdeutschen, so war er umgekehrt auch der Bote der Ausländs­deutschen an die Heimat, der von den Taten Gottes im fremden Lande erzählte und so durch das Gotteswort die Herzen draußen und daheim

3 Bodelschwingh

33

aneinanderband. So wurde über die Landes­grenze hinweg Gemeinschaft der Hei­ligen.

Auf einer Besuchsreise 1861 gewann Bodel- schwingh die Gefährtin seines Lebens. Er hatte innerlich längst gewählt: die Erwählte war seine Base, Ida von Bodelschwingh, die zweite Tochter des Finanzministers Karl von Bodelschwingh. Sie war die Frau, die er brauch­te, einfach und sparsam, von tiefer und heiterer Frömmigkeit, mit einem feinen und scharfen Blick für das Wesentliche. Sie war bereit, mit ihrem Mann den schweren Dienst in Paris zu tun. Als Volkening ihre Ehe einsegnete, sagte er zu der jungen Frau: „Sie gehen unter die Lö­wen und Bären."

Nun hatte Bodelschwingh in Paris seine Hei­mat. Kirche und Schule, die bisher nur Block­häuser waren, wurden aus Stein errichtet. Aus dem verkauften Schmuck der jungen Frau er­hielt die Kirche eine Orgel; die alte Blockhaus­schule und -kirche wurde Kleinkinderschule. Die Gemeinde in Paris hatte auch das Grundstück kaufen können, auf dem diese Gebäude standen; jetzt hatte sie dort äußerlich und innerlich ein Zuhause.

Das Haus des jungen Paares war kein stilles Haus. Es gehörte zur Zurüstung Bodelschwinghs, daß er immer wieder an neue Menschen mit neuer Not kam. Oben, in dem Giebelstübchen über seiner Wohnung, fanden sich heimatlose Durchwanderer und Reisende ein, manchmal von recht zweifelhafter Art. Sie wurden beher­bergt, unterstützt, verpflegt, beraten. Es fehlte nicht an Enttäuschungen; beide Bodelschwinghs wurden belogen, betrogen, bestohlen, aber — sie gaben die Arbeit nicht auf. Das ist die Gnade Gottes, daß er den Menschen, die in der Liebe Christi arbeiten, immer wieder die nötige Spann­kraft und den erforderlichen Mut gibt, die Hän­de von neuem ans Werk zu legen und sich durch keine, auch noch so schwere Enttäuschung von dem gewiesenen Wege abbringen zu lassen.

Dem Aufenthalt in Paris machte eine Erkran­kung der Frau Pastorin ein Ende. Nach der Ge­burt ihres ersten Kindes wurde sie schwermütig; sie mußte in die Heimat. So kam das Leid an Bo- delschwingh. Es hat seine Arbeit nur geläutert. Das Leid kam ein zweites Mal: Sein Bruder Ernst, mit dem er innerlich im Glauben stets ver­bunden gewesen war, starb ganz plötzlich an einem Hitzschlag. Bodelschwingh schrieb seiner Frau: „Solch einen Bruder darf man getrost in die Ewigkeit ziehen lassen."

Schwere Wege

„Leid und Loben kann miteinander

stehen, wenn beides zum Gebet wird."

Was Bodelschwingh von der Rückkehr in die Heimat erhoffte, geschah: Seine Frau lebte in der Stille der Gemeinde Dellwig, wo er neben dem glaubensstarken Pastor Philipps wirkte, wieder auf. Ihre Schwermut schwand. Auch für Bodelschwingh selber war die Stille nach der harten, unruhigen und rastlosen Zeit der Arbeit in Paris segensreich. Hatte er doch oft genug, um

nur Ruhe zum Ueberlegen seiner Predigt zu ha­ben, aus seiner Wohnung hinaus in die unruhi­gen Straßen von Paris flüchten müssen. Zwar war das Pfarrhaus in Dellwig das alte Witwen­haus und wohl das schlechteste in der ganzen Grafschaft Mark, aber der Verkehr mit den Freunden und Mitarbeitern, der Besuch der Mutter, die mit der Schwester oft von Velmede herüberkam, und vor allen Dingen der Sonnen­schein, den die Kinder ins Haus brachten, halfen über alles hinweg. Zu dem einen Ernst waren noch drei Kinder gekommen: Elisabeth, Fried­rich und Karl.

Es war nicht leicht für den neuen Pastor, sich die Herzen der Gemeinde zu gewinnen. Zwar hatte einer, als er seine Probepredigt hielt, ge­sagt: „Wenn wir den doch bekämen, den muß

man ja liebhaben, wenn man ihn nur ansieht, ehe er ein Wort sagt", aber das war nur eine Stimme. Jedoch gelang es ihm im Laufe der Zeit. Zu solchem Ziel ging er den untersten Weg, der ist immer der sicherste. Er diente, wo er konnte. Die kleinen Hilfen und die kleinen Freundlich­keiten waren es, die seine Liebe zu den Ge­meindegliedern offenbar machten. Es sprach sich bald herum, wie er hier einer alten Frau das Holzbündel getragen und ein anderes Mal einem anderen einen Sack abgenommen hatte. Sie sahen, der Pastor liebt nicht bloß mit dem Wort, sondern mit der Tat.

Als sich zwei Bauern einmal um einen Baum stritten, der auf der Grenze stand, und jeder ihn für sich beanspruchte, beendete Bodelschwingh den Streit damit, daß er sich von jedem den Baum schenken ließ; er verwandte ihn dann zum Bau der Kirche. Er war nicht zu stolz zum Bit­ten. Er konnte herzbeweglich bitten; denn wer beten kann, der kann auch Menschen bitten. Als er in Dellwig die Kirche umbaute und erweiterte, bat er die Bauern, doch die Steine freiwillig und kostenlos zu fahren. Mancher hatte sich vorge­nommen; „Wenn er kommt, schlägst du es ihm ab"; aber wenn er vor ihnen stand und sie bat, dann erfüllten sie ihm seine Bitte doch.

Wie stark trotz der emsigen Arbeit des alten Pastors Philipps und der Liebesglut Bodel- schwinghs der innere Widerstand der Gemeinde war, der sich nicht von Gottes Wort überwinden ließ, zeigte der Wahlkampf, der nach dem Tode des Pastors Philipps entbrannte. Es standen in der Gemeinde zwei Parteien gegeneinander. Länger als ein Jahr ging dieser Sturm durch die Gemeinde, in dem Bodelschwingh nicht nur die doppelte Last der Arbeit, sondern auch viele Be­schimpfungen mancher Gemeindeglieder zu tra­gen hatte. Kaum war diese schwere Zeit vorbei, da verschwand der Sonnenschein aus dem Pfarr­haus, um das Elternpaar wurde es dunkle Nacht. Innerhalb von zwölf Tagen verloren die Eltern ihre vier blühenden Kinder. Die schwerste Schule, die des Leides, hatte angefangen.

Daß auch sie, ja gerade sie, für die beiden Eltern ihren Segen in sich barg, hörten wir von Bodelschwingh selbst in dem Bericht, der schon Tausende getröstet und aufgerichtet hat: „Vom Leben und Sterben vier seliger Kinder":

„Der Arzt stellte fest, daß bei Ernst eine Lun­genentzündung hinzugetreten und sein Zustand recht bedenklich sei. Die drei jüngeren Kinder waren inzwischen ebenfalls erkrankt, auch ihr fröhlicher Jubel verstummte schnell, und es zeigte sich, daß bei ihnen der Stickhusten den­selben bösartigen Charakter annahm, indem heftige Fieber hinzutraten und die Lungen ange­griffen wurden.

Unser lieber dreijähriger Friedrich, der mit seinem treuherzigen Wesen und mit seinen tief­dunklen, fast schwermütigen Augen sich in aller Herzen stahl, und der mit der ihm eigenen großen Entschiedenheit sich längst entschlossen hatte, er wolle Pastor werden, um Papa zu hel­fen, machte den Vorgang unter der heimziehen­den Schar. Ich werde es nie vergessen, mit welch treuen Augen er in seinen gesunden Tagen an des Vaters Lippen hing, um als der erste bei der Morgenandacht mit kräftiger Stimme sein Va­terunser anzustimmen.

Gar bescheiden und still ging das liebe Kind in seinen Tod. Ein Schlückchen Wasser, das war fast seine einzige Bitte, die er in den letzten Tagen vorbrachte; freilich zuletzt fast jede Mi­nute, denn sein Durst war sehr groß. Er behielt seine Besinnung bis ans Ende. Wie versuchte die Mutter, ihm noch die erkalteten Händchen und Füßchen zu erwärmen, in der Hoffnung, es sei nur ein Krampf — eine Krisis! Wir beide waren allein an seinem Bettchen. Plötzlich hebt er seine Augen auf gen Himmel, sie werden leuchtend, wirklich himmlisch schön. Was siehst du,

Friedemännchen?, fragte die Mutter. Keine Antwort. Da brechen die Augen, und wir neh­men schon Abschied. Doch nein, noch einmal schlägt er sie freundlich hell auf und bittet: Mama, Schoß! Die Mutter nimmt ihn auf den Schoß, und die Tränen fließen ihr über die Wan­gen. Das sieht der Kleine noch und hebt seine Händchen auf, um der Mutter, wie er so oft ge­tan, die Tränen abzuwischen. Es ist sein letzter Liebesdienst. Das kleine Haupt fällt vornüber, und noch keine Viertelstunde ist vergangen, da sind die letzten schweren Atemzüge getan.

Die Heimat, in die der kleine Pilgrim einge- zogen, war mit ihrem Frieden auch uns nicht fern. Ich faltete ihm die lieben kleinen Flände, und die Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen und ihm selbst das Sterbehemdchen anzuziehen.

Ebenso lieblich war Elisabeths Heimgang. Diese liebe einzige fünfjährige Tochter, ein Bild strahlender Freude und Gesundheit, hatte ein gar sorgsames, williges Gemüt. Der Mutter an den Augen hängend, suchte sie ihr bereits mit tausend kleinen Liebesdiensten an die Hand zu gehen in unermüdlicher Geschäftigkeit. Rüh­rend, ja erbaulich war die Freundlichkeit und Herzensstille des lieben Kindes bis zu ihrer To­desstunde. Kein Klageton kam über ihre Lippen. Wenn es ihr in ihrer Atemnot schwer wurde, so redete sie sich selbst zu: So, so, nun ist’s gut. Als in den letzten Tagen ihr Sümmchen zu einem kaum hörbaren Lispeln zusammengebrochen war, lag sie dennoch mit demselben freundlichen

Gesichte da und versicherte, sooft man sie fragte, wie es ihr gehe: Gut! Ja, als sie nicht mehr sprechen konnte, nickte sie dem Fragen­den diese Antwort noch zu.

Es war in der Nacht vom 19. zum 20., daß ich, an Ernstchens Bett wachend, meine Frau rufen ließ, weil ich glaubte, sein Todeskampf sei ange­brochen, wie es der Arzt bei jedem schweren Hustenanfall erwartete. Statt seiner fährt plötz­lich Elisabethehen aus einem leichten Schlum­mer, dem ersten seit drei Tagen, auf, versucht zu husten, es gelingt nicht mehr, und augenblicklidi bricht sie zusammen, die Augen richten sich hell­leuchtend himmelwärts, und der Todeskampf ist da. In diesem Zustand, mitunter leise schlum­mernd, aber mit glänzendem Angesicht, die Augen voll Klarheit der zukünftigen Welt un­verwandt gen Himmel gerichtet, aber für diese Welt ganz abgestorben, blieb sie bis fünf Uhr morgens, wo sie auf des Vaters Schoß die letz­ten bangen Atemzüge aushauchte. Schöner als sie je im Leben gewesen, und wie plötzlich ge­reift zu einer Jungfrau, als eine rechte Braut Christi, lag die liebe Tochter in ihrem Todes­schrein.

Als nun auch Elisabeth abgerufen war und ihre Leiche vor dem Wege zum Grabe auf Ernsts Verlangen noch an sein Bettchen getragen wur­de und er ihr, selbst zum Tode matt, das letzte Lebewohl gesagt hatte, da wurde sein Heimweh immer größer. Zwar willigte er wohl noch, ein, daß er bleiben wolle, als die Mutter ihm vor­stellte, daß der Vater doch an ihm einen Gehil­fen haben müßte, wenn er alt würde, und daß der kleine Karl ja doch sonst ganz allein spielen müßte. Als aber nun vollends am nächsten Sonn­tagabend auch unser kleiner Karl, der mit rüh­render Stille seit vierzehn Tagen gekämpft hatte, ohne einen Klageton von sich zu geben, sein freundliches kleines Haupt in den Tod neigte und ich mir von Ernstchen, der mich in den letzten Tagen nur ungern von seinem Bette ließ, Urlaub ausbat, bis Karlchen im Himmel sei, da rief er mit lauter Stimme und mit dem Aus­druck tiefer Sehnsucht: Ich will auch mit, Papa! Wohin denn? Zu Friedemännchen und Elisabeth, lautete die Antwort.

Und die ersehnte Stunde kam ja auch endlich für ihn, den allein übriggebliebenen kleinen Leidträger. Die großen Schmerzen hatten ihn in den letzten drei Tagen verlassen, und er konnte mitunter stundenlang still schlummern. Nur einigemal noch faltete er am letzten Tage still seine Hände, doch so, daß es seine Eltern nicht sahen, und betete: Ach, lieber Gott, hilf mir doch! Gegen vier Uhr am Montagnachmittag hatte ich ihn auf seine Bitte in ein ganz neues Bettchen gelegt, das die Großmutter ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, das aber jetzt eben erst eingetroffen war. Das neue Bettchen war ihm ein besonderer Gegenstand der Sehn­sucht gewesen. Allein auch das neue Bett konnte ihm die Ruhe nicht geben, nach der er sich sehnte.

Die glückliche Stunde war da, wo er in seines Hirten Arm und Schoß gebettet werden sollte.

Wir legten abwechselnd das Haupt auf das Kissen des sterbenden Kindes, während ein lie­ber Hausgenosse uns mit kurzen Unterbrechun­gen die schönsten Lieder aus dem Gesangbuch und die köstlichsten Trostworte aus der Heiligen Schrift vorlas. Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr uns diese letzten bangen Stunden durch die wunderbare Kraft des Wortes Gottes abgekürzt und erleichtert wurden. Er hatte gerade Offb. Joh. 7 zu Ende gelesen, da war's vollbracht, und wir durften dem letzten geliebten Kinde die brechenden Augen zudrücken. Es war elf Uhr nachts am 25. Januar.

Drei Tage danach standen zwei Särge neben­einander an der Stelle, wo die beiden ersten ge­standen hatten, mitten im Winter über und über mit grünen Kränzen behängen, aus der Ferne und Nähe von liebenden Händen gespendet. Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt’ Gott, ich wär in dir! Mein sehnend Herz so groß Ver­langen hat und ist nicht mehr bei mir! — wur­de angestimmt und klang uns tiefer aus dem Her­zen als wohl je bisher. Und: ,Selig sind, die nicht sehen und doch glauben’, dies von Pastor von Velsen mit wärmster Liebe uns ins Herz ge­worfene Wort mußte fester als je von uns ergrif­fen und zu dem letzten Wege zum Friedhof mit den beiden letzten Kindern festgehalten wer­den."

„Damals", so sagte Bodelschwingh später einem trauernden Vater, „als unsere vier Kin­der gestorben waren, merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegen andere."

Samariterdienst

„Ein Körnlein Liebe ist mehr wert als

ein ganzer Sack voll Gold."

Die Arbeit in B e t h e 1 wurde Bodelschwinghs eigentliches Lebenswerk. Als ihm der Dienst an den Epileptischen — es waren nur wenige Kranke in dem kleinen Haus Ebenezer bei Biele­feld — angeboten wurde, nahm er ihn an. Für den natürlichen Menschen sah es wie ein Ab­stieg aus: Bodelschwingh, der Ministersohn, der nach seiner Begabung und nach seiner Arbeit in Paris einen ganz anderen Platz ausfüllen konnte, geht an diese kleine Arbeit. Der Mensch aber, der vor dem Auferstandenen lebt, hat ein feines Gehör. Er hört, ob die Stimme, die ruft, wirklich die Stimme des Herrn oder eines anderen ist. Bodelschwingh fühlte sich dorthin gerufen und am rechten Platz.

Der barmherzige Samariter der Welt, unser Herr Christus, war immer da zu finden, wo Men­schen in Schuld, Not und Krankheit, ja in Tod versanken. Er lebte in der Gemeinschaft der von der Sünde Gezeichneten und der von der Gesell­schaft Ausgestoßenen. Gerade das reizte den Widerspruch der Frommen seiner Zeit. Ja, wenn er zu i h n e n gekommen wäre! Sie ahnten nicht, daß ihre Frömmigkeit eine selbstgemachte war und der Gott, auf den sie sich beriefen, auch die anderen liebte, die sie ausstießen. Gerade darum mußte Jesu Gleichnis vom barmherzigen Samariter sie so tief treffen. Darum bestanden die Taten der Liebe Jesu immer darin, daß er den Ausgestoßenen auf jede nur mögliche Weise den Glauben wiederzugeben suchte: Gott hat auch dich lieb. Welche Kraft Christus — und nicht nur damals bei seinen Lebzeiten, sondern zu jeder Zeit als der Auferstandene — von oben her vermittelt, das hatte Bodelschwingh in seiner bisherigen Arbeit und besonders durch das selige Sterben seiner vier Kinder erfahren. Für ihn war die Ewigkeit in die Zeit einge­brochen, und Christus ging als der Lebendige, wenn auch Unsichtbare, durchs Land, um diesel­ben Taten zu tun, die er damals getan hatte — ja noch größere hatte er ja seinen Jüngern ver­heißen. Aus diesem Glauben nahm Bodel- schwinghs Glut der Liebe ihre Kraft, hier liegen die Quellen seines Lebens. So war er für den Dienst an den Epileptischen äußerlich und inner­lich bestens ausgerüstet; wollte man eine Aus­bildung ausdenken, man könnte gar keine bes­sere und geeignetere finden als die, die er in seiner Lebensführung gehabt hat, wenn auch er, der spätere Ehrendoktor der Theo­logie, nie Zeit gehabt hat, das 2. theologische Examen zu machen.

Die natürlichen Gaben, die ein Mensch hat, werden in einem rechten Christenleben gehei­ligt und im Dienst der Liebe verklärt. Schon als Knabe war Bodelschwingh in Berlin mehrfach mit einem Kandidaten, der seinen Bruder unter­richtete, zu armen Leuten in die Häuser gekom­men. Er sah dort alle Engigkeit und Armut, und ihm fiel der Unterschied zwischen den engen Wohnungen und den großen Räumen zu Hause auf. Als er einmal bei einem dienstlichen Emp­fang, den der Minister zu geben hatte, die fest­lich geschmückte Tafel sah und etwas von den Herrlichkeiten, die daraufstanden, fing er an zu weinen, weil er daran dachte, daß die Armen, die er soeben besucht hatte, nicht einmal das Nötigste hätten, und hier war alles im Ueber- fluß. Damals hatte seine Mutter ihn kaum be­ruhigen können.

Bei seinem Inspektordienst in Gramenz hatte Bodelschwingh die Hütten und die Lebensart der Tagelöhner kennengelernt und auch hier schon zu helfen versucht, so gut er das vermochte. Er besaß die natürliche Art und die praktische Gabe, das Notwendige zu erkennen, und die Ausdauer, eine angefangene Sache weiterzufüh­ren. Manches Lehrgeld hat er — wie alle seine Vorgänger und Nachfolger — dabei zahlen müs­sen.

In den Jahren nach seinem Studium war Bo­delschwingh mit der Gabe beschenkt worden, die Paulus als die köstlichste der Geistesgaben hinstellt, die der himmlische Vater zu vergeben hat: Bodelschwingh hatte das Lieb­haben gelernt, das Liebhaben um Jesu willen. Wer sich dessen bewußt ge­worden ist, daß er selber von der Barmherzig­keit Gottes lebt und nur von ihm alle Tage Vergebung der Sünde und neue

Kraft erhält, kennt den Jungbrunnen, aus dem die Glut der Liebe immer neu quillt. Der — aber auch nur der — hat auch die rechte innere Haltung zu den anderen Menschen —• auch zu ihrer Sünde! Nur wer wirklich glaubt, daß er selbst erlöst ist und auch die andern Menschen durch Christus erlöst sind, der weiß um den Wert, den jeder andere Mensch vor Gott hat, sei er, wer er wolle. Von dieser Erlösung und dieser Freiheit, zu der Christus uns befreit hat, den Menschen etwas zu sagen, das hat Bodel- schwingh als seine Aufgabe erkannt, und zwar gerade an der Stelle des Lebens, wo das größte Elend erkennbar wird. Das wurde seine Lebens­losung, die er so oft unter sein Bild schrieb: „Nachdem uns Barmherzigkeit wi­derfahren ist, werden wir nicht müde !"

DieNotderEpileptischen war eine Not, um die sich, von ganz geringen Anfängen abgesehen, bisher niemand recht geküm­mert hatte; dabei gab es von diesen Tausende. Durch ihr Leiden sind sie ausgestoßen aus der Gesellschaft. Von klein auf sind sie Sonderlinge unter den Geschwistern, Hemmnisse in der Schule, untauglich für ein Handwerk, weil nie­mand sie nimmt, anderen Menschen anstößig oder zum mindesten auffällig. So kommt in ihr Leben hinein ganz von selbst eine große innere Vereinsamung, das Gefühl, ausgestoßen oder mindestens überflüssig zu sein. Eine innere Ver­bitterung, ja eine Entwicklung zur Bosheit ist leicht die Folge. Sie sind sich selber und ihren

Mitmenschen eine Last, ohne Hoffnung für die Zukunft, in ihrem Herzen verzweifelt. Jedesmal kommt bei einem Anfall, und es sind manchmal bis 30, 40 an einem Tage, ein markerschüttern­der Schrei, der den Anfall begleitet, aus ihrem Munde. Als Bodelschwingh dies erste kleine Haus „Ebenezer" übernahm, sah er hinter die­sen wenigen Kranken die Tausende und hörte ihren Hilferuf.

Menschlich gesehen war jeder Versuch der Hilfe an diesen Kranken ein hoffnungsloses Un­ternehmen. DieEpilepsie ist trotz aller Forschun­gen bis heute eine Krankheit, hinter deren Ge­heimnisse man noch nicht gekommen ist. Wohl kennt man gewisse Linderungsmittel, aber der Kranke ist entweder einem frühen Tode oder einem späteren Siechtum, oftmals bis zur völli­gen Verblödung, ausgesetzt, wenn er nicht, was gelegentlich auch bei Jugendlichen vorkommt, wieder gesund wird. Solche Arbeit konnte nur ein Mensch anfassen, der das so oft falsch ver­standene Gleichnis vom barmherzigen Samari­ter recht verstanden hatte. Bodelschwingh fragte nicht wie der Schriftgelehrte: „Wer ist denn

mein Nächster?" und „Sind das meine Näch­sten?" Er wußte, als die Wahl einmal auf ihn gefallen war: Ich bin der Nächste und stellte sich mit all seinen Gaben in diese Not hinein, ein „Hoffender unter Hoffnungs­losen".

Aus der Hoffnungslosigkeit führt nur ein Weg zu neuer Hoffnung: Christus. Diesen Weg hatte Bodelschwingh selbst kennengelernt, er hatte ihn aus der Nacht des Leidens in Dellwig herausgeführt. Wenn Bodelschwingh seine Kranken ansah, ihre Launen und Stimmungen, ihre Reizbarkeit und ihre Blödigkeit, dann war menschlich gesehen nichts zu erhoffen. Bodel­schwingh wußte und ging den Weg der Hoff­nung. Er tat genau das, was er in Paris getan hatte, als die beiden kleinen Mädchen vor dem Dornengekrönten saßen, das, was von Anfang an in der Kirche Christi geschehen ist und den Bestand der Kirche garantierte; er malte ihnen Christus vor die Augen. Gewiß war der Leib der Epileptischen krank, ihr Gemüt verdüstert, ihr Seelenleben verkümmert, oft so, daß es einen Menschen jammern mußte, aber das hatte mit dem Zustand des Herzens nichts zu tun. Weil Bodelschwingh das wußte, bejam­merte er die Kranken nicht, sondern ging mit ihnen um, als wären sie gesund, malte ihnen Christus vor die Augen, als hätte er eine Gemeinde Gesunder vor sich. Damit weckte er in ihnen das Verantwortungsgefühl, gab ihnen den Adel des Menschseins wieder. Daraus muß­ten sie spüren, daß sie nicht mehr Menschen zweiter Klasse, nicht Ausgestoßene und Ausge­schlossene waren, sondern Menschen, denen das Wort Gottes auch galt. Weil Bodelschwingh sich nicht scheute, seine eigene Sündhaftigkeit auch vor ihnen offen zu bekennen, wurde in ihnen das Verständnis für Schuld geweckt. Entschei­dend war, wie er das sagte und machte. Für die­ses „W i e" gibt es kein Rezept, nur die Liebe, die niemand geben kann, dem sie nicht

zuvor und immer von neuem von oben gege­ben wird. Macht aber Liebe erfinderisch, dann die von oben erst recht. In diesem Liebhaben war Bodelschwingh ein Meister. Er fand immer neue Wege zu den Herzen und Mittel, auf die niemand verfallen wäre.

Zuallererst war es sein Wort. Er verstand die Sprache der Kranken zu sprechen, die direkt den Weg zum Herzen des Menschen findet. Das war seine Kunst. Er mußte sie selbst erst lernen; denn die Sprache der Beschränkten und Blöden will gelernt sein. Er lernte sie, und seine Kran­ken verstanden ihn. Das Aufleuchten der Augen, das freudig erregte Zappeln ihrer Glieder, die rauhen Freudentöne aus ihrem Munde verrie­ten; „Ich habe dich verstanden,ich danke dir." Er schreckte nicht zurück vor der Berührung der kranken, oft so ungelenken, häßlichen und ver­krüppelten Finger und Hände, er sah nicht die oft verunstalteten Gesichter und Gliedmaßen, wie er sie vor sich hatte, er sah in ihnen den Menschen, den Christus auch erlöst hatte, hinter dieser Ungestalt das Ebenbild Gottes und das, was Gottes Kraft noch aus ihnen machen konnte.

Wer weiß denn bis heute unter uns Menschen, ob und wieviel das Gemüt und der Verstand solcher Kranken aufzunehmen und zu verstehen vermag? Gewiß können viele von ihnen sich uns nicht verständlich machen, wir verstehen ihre Sprache nicht, der Sendeapparat der Kranken ist nicht in Ordnung. Weiß man aber, ob der Emp­fangsapparat solcher Kranken auch in Unord­nung ist? Weiß man, ob sie nicht von dem, was

4 Bodelschwingh

49

sie sehen und hören und erleben, viel mehr ver­stehen, als wir ahnen? Weiß man wirklich, ob sie die Lebensentscheidung des Christen nicht vollziehen können? Das Verhalten vieler Kran­ken beweist immer wieder, daß sie verstehen, daß sie sich freuen, daß sie liebhaben, daß sie Treue halten können, daß sie sich mitfreuen und mitleiden, daß sie auch ein Gehör für die Stimme von oben haben. Unter ihnen sind feine und tiefgründige Christenmenschen, um deren Her­zensfrieden und innere Gewißheit viele Gesun­de sie beneiden könnten. EswirdamEnde der Tage ein großes Verwundern geben, wieviele der Kranken den Lobgesang oben fortsetzen dür­fen, den sie hier unten einmal angefangen ha­ben. — Mag mancher die Herzen der Kranken für Oedland halten, es ist kein Oedland. Wenn es nur bestellt wird, wenn nur das Wort Gottes hineinfällt und die Sonne der Liebe, so wächst dort lebendiger, quellfrischer Glaube, der jeden froh stimmen muß, der selbst glaubt.

Kein Wunder, daß Bodelschwingh selber die Menschen nicht nach ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit beurteilte, wie es meist geschieht, sondern nach dem Zustand der Herzen. Wer den Zugang zum Herrn Christus gefunden hatte, wer auf diesem Wege ins Leben und Danken ge­kommen war, der war in seinen Augen gesund geworden. Der andere hingegen, der trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Gesundheit das Danken für überflüssig hielt, war für ihn der Kranke. Eine christliche Umwertung der irdi- sehen Werte, die er von seinem Meister gelernt hat. Man mag sie für anstößig halten und sich daran ärgern, für den, der weiß, daß nur die Verbundenheit mit Gott dem Menschen den vol­len Menschenwert gibt und den wirklichen Adel, ist diese Beurteilung nichts Auffälliges, sondern recht vor Gott. Wer anders urteilt, nimmt Got­tes Wort nicht ernst.

An Bodelschwingh merkten die Kranken, daß er das Wort Gottes ernst nahm. Als Schuldiger stand er unter Schuldigen. Zugleich aber lebte er ihnen vor, wie der schuldige Mensch die Gnade für sich in Anspruch nehmen darf, die Gott anbietet. So stellte er sich mit den Kranken unter das Kreuz, das Zeichen des Gerich­tes und der Gnade, der tiefsten Traurigkeit und der größten Freude. Dieser Ton der Freude ist in Bethel zu Hause. GustavvonBodel- s c h w i n g h schreibt in dem Lebensbild sei­nes Vaters, daß einer der allerersten epilepti­schen Kranken, ein kleiner Junge, auf seiner Mundharmonika vor dem Haus Bethel immer das eine Lied spielte:

Weil ich Jesu Schäflein bin, freu' ich mich nur immerhin über meinen guten Hirten, der mich wohl weiß zu bewirten, der mich liebet, der mich kennt und bei meinem Namen nennt.

„Das war in die kindlichste Form gebracht die Summe der Theologie, in der Vater lebte, und die er auch seinen Kranken brachte."

Dieser Ton der Freude zog auch durch seine Predigten in der Zionskirche. Er

verstand es, seinen Hörern ans Herz zu greifen, und schreckte nicht davor zurück, etwas zu erzäh­len, worüber die ganze Gemeinde lachte. Hinter­her prägte sich dann der ganze Ernst des Evan­geliums um so tiefer in die Herzen ein. Fröhlich­sein und Frommsein, Lachen und Beten gehörten für ihn zusammen. Er konnte sich freuen und lachen wie ein Kind und Kindern ein Kind sein.

In der innersten Bruderschaft des Kreuzes war Bodelschwingh mit seinen Kranken verbunden, in diese Bruderschaft suchte er alle hinein­zuziehen. Aus diesem Grunde sprach er die Sprache der Bruderschaft, sagte, wo er es seel- sorgerlich für nötig hielt, zum anderen „Du", dieses ehrende Du, das den anderen empor­hebt zu dem, der mit ihm spricht, das seine Hei­mat bei Gott hat, der sich in seiner Barmherzig­keit mit uns auf du und du stellt, damit wir glauben, daß er uns liebt. Er nannte den anderen B r u d e r , in dem Bewußtsein der gemeinsamen Schuld, der gemeinsamen Vergebung und der gemeinsamen Freude. Als Glaubensbekenntnis seiner Gemeinde könnte man den Lieblingsvers der Mutter Bodelschwinghs bezeichnen:

Einmal ist die Schuld entrichtet, und das gilt auch immerhin,

Moses Opfer stehn vernichtet, weil ich nun vollendet bin.

Denn mit einer Opfergabe hat das Lamm so viel getan, daß das Volk von seiner Habe sich vollendet nennen kann.

Wer nach Bethel kommt, glaubt, dort ein riesiges Krankenhaus und eine Stätte des Elends zu finden, und findet etwas ganz anderes — in einem langhingestreckten Tal größere und klei­nere freundliche Häuser und blühende Gärten. Wenn man am Abend durch die Straßen geht, hört man aus den Häusern ein Singen und Klingen. Es sind die Lobgesänge der Kranken, der Kranken, die zum großen Teil wissen, daß sie Sterbende, unheilbar sind, aber sie können singen, und „was sie singen machet, ist, was im Himmel ist." Man findet eine Stätte, an der die Nachfolge Jesu geübt wird, in aller Schlichtheit und in aller Demut. Kleine und Große, Kranke und Gesunde sind in der glei­chen Schule des gegenseitigen Dienstes und Die­nens, des Glaubens und Liebhabens. Manchmal sind Kranke den Gesunden weit voran im Glau­ben und in ihrer frohen Hoffnung. „Hier sitzen", sagte Bodelschwingh einmal von seinen singen­den Kranken, „die Professoren auf ihren Lehr­stühlen und bringen uns deutlich bei, was Evan­gelium und Gottes Kraft zur Seligkeit ist."

Wer durch Bethel geht, glaubt, durch das Hei­lige Land zu gehen. Die Häuser tragen bib­lische Namen; da kann man von Liba­non nach Tabor gehen, von Nazareth nach Kana und Kapernaum, von Zion nach Jericho pilgern. Es war Bodelschwingh heiliger Ernst mit dieser Namengebung, diese Häuser sollten heilige Stätten sein, wo der Herr Jesus Raum hat, Marksteine für die Taten Jesu in unserem Vaterlande und in unseren Tagen.

Wichtige Hilfe für die Kranken bestand in der Gewährung von Arbeit. Es war Bo- delschwinghs besondere Gabe, auch für die schwächsten Kräfte eine Arbeit, und sei es auch nur die kleinste Beschäftigung, ausfindig zu machen. Unter Gesunden blieb den Kranken jedes Arbeitsgebiet verschlossen, in Bethel sind nur Kranke. Was für eine gütige Fügung, daß Bodelschwingh alle Feld- und Gartenarbeit von früher her kannte, wie kamen diese Kenntnisse ihm jetzt zustatten! In Feld und Garten wurden die Kranken an die Arbeit gestellt. Die Arbeit lenkte von der Krankheit ab. Die Kranken fühl­ten sich nicht mehr überflüssig, sie konnten zur Schule gehen, später ein Handwerk lernen, die Schwächeren konnten Hilfsdienste leisten. Es blieb auch keiner mehr einsam. Da die Häuser als Familienhäuser gebaut waren und jedes Haus seinen Hausvater und seine Haus­mutter hatte, mit deren Familie die Kranken eine Einheit bildeten, so erlebten sie echtes, christliches Familienleben. Jedes Gefühl des Ausgeschlossenseins und Ueberflüssigseins ver­lor sich, es waren ja alle krank. Hier gewann der Kranke einen Freund, draußen hatte er Freundschaft nie gekannt. Eine neue Welt tat sich ihm auf. So wurde Bethel eine Welt für sich, in der alle Arbeit, soweit nur möglich, von Kran­ken geleistet wird. Und die, die nichts mehr tun konnten, konnten noch ihre Hände falten. Da­mit rückten sie wieder hinein in die Reihe der ersten und wichtigsten Mitarbeiter; denn Bethel stand und steht auf den gefalteten Händen sei­ner Beter. Die sind sein Fundament.

Vom Kleinen zum Großen

„Es gibt Leute, die wollen große Taten des Gehorsams tun; aber wenn es auf kleine Dinge ankommt, dann sind sie langsam und voller Widerspruch."

Es ist die Eigenart aller Bodelschwinghschen Arbeit, daß immer ein Zweig der Arbeit aus dem anderen erwuchs, aus zuerst ganz unschein­barem Anfang. Aus wenigen Kranken wurden Hunderte, dann Tausende. Dann fanden sich Mitarbeiter. Bethel wirkte wie die Stadt auf dem Berge; die Augen des christlichen Deutschlands waren dorthin gerichtet. Bethel liegt nicht irgendwo, sondern hat das Minden- Ravensberger Land hinter sich. Von dorther strömten die Arbeitskräfte, junge Männer und junge Mädchen, die dem Herrn Christus dienen wollten, in den Dienst nach Bethel. Sie brachten einen fröhlichen Glauben und eine tatbereite Liebe mit. Das Mutterhaus Sarepta entstand zur Ausbildung der Diakonissen und das Brüderhaus Nazareth für die D i a k o n e.

Als Bodelschwingh seine Arbeit nicht mehr bewältigen konnte, schenkte ihm Gott auch die Mitarbeiter, die er brauchte: Pastor Stür­mer, als Arzt Dr. Huchzermeier, die Kasse über­nahm der frühere Postverwalter aus Gramenz, der alte Mellin, der seine Seelsorgetätigkeit nun nach Bethel verlegte.

Bodelschwingh war groß genug, manche Tä­tigkeit, besonders die des Unterrichtens, die ihm nicht besonders lag, anderen zu überlassen; er selber aber blieb mit der Glut seiner Liebe das Herz des Ganzen. Er wußte, daß erTreuhän- der des Herrn Jesu war, der in seinem Namen seinen Dienst ausrichtete, darum war er innerlich unabhängig von allen materiellen Ge­sichtspunkten. Gewiß brauchte er für seine Ar­beit immer wieder Geld, aber er verstand zu bitten. Dabei sah er nicht in erster Linie auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz, das da­hinterstand. Bei aller seiner Liebe war er auch ein kühler Rechner, der mit Pfennigen zu rech­nen verstand. Durch, seine Berichte über die Ar­beit, die der „Bote von Bethel" ins Land hinaustrug, öffnete er die Augen für die Not und machte die Herzen warm; so wurden die Hän­de willig zum Geben. Er hat es sich bis an sein Ende nicht nehmen lassen, persönlich zu dan­ken. Wieviel tausendmal hat er seinen Namen unter die Dankkarten gesetzt, und wieviel persönlichste Bande sind zwischen ihm und seinen Gebern entstanden! Vom „Dank- o r t" gehen noch heute die Bestätigungen der kleinen und kleinsten Gaben aus. So entstand um Bethel herum eine Bethel-Gemeinde, die mit ihren Gebeten und ihren Gaben dieses ganze Werk trug.

Wurde Bodelschwingh gefragt, wem denn nun Bethel gehöre, dann antwortete er gelegentlich; „der ganzen Christenheit". Er fühlte sich als der Beauftragte, der nichts weiter tat als diesen Dienst, der ihm ans Herz gelegt war. Damit diente er zugleich seinem Volk, schaffte den Kranken Licht und Leben und bewahrtedas deutsche Volk davor, daß diese Kranken sich vermehrten und die Last noch größer mach­ten. So war er auch in dieser Beziehung seiner Zeit weit voraus.

Bodelschwingh hat es immer abgewiesen, als „G r ü n d e r" von Bethel zu gelten. Es waren ja schon einige Kranke vor seiner Zeit da. Manchmal aber, wenn diese Frage an ihn kam, ging er mit dem Besucher hinaus an ein Grab auf dem Friedhof. Dort lag der blindeHeer- m a n n. Er war früher, noch vor der Erweckungs­zeit, durchs Land gezogen und hatte den Namen des Herrn Jesu verkündet. „Der hat", so sagte Bodelschwingh, „die gläubigen Pastoren ins Land gebetet". Diese Antwort ist bezeichnend. Bodelschwingh nannte nicht die großen Erwek- kungsprediger, sondern diesen stillen, den meisten unbekannten Mann. Er hatte die Augen, die tiefer in die Anfänge eines göttlichen Wer­dens hineinzusehen verstanden als andere.

In Bethel selbst wurde Vater Bodel­schwingh ■— diesen Namen hatte er längst bei allen seinen Kranken und weithin im Lande •— vor eine neue Not gestellt. Eines Tages stand ein Wanderer vor ihm, der ihn bat: „La s - senSiemichinBethelbleiben!" Bo­delschwingh kannte die Not der Wanderer schon aus seinen Studentenjahren und aus Paris. Er hatte auf seiner Wanderung gelegentlich Hand­werksburschen getroffen und erfahren, wie sehr bei ihnen die Fundamente des christlichen Glau­bens und Lebens unterhöhlt waren. Er hatte sich um die Herbergen und um ihren Weiterausbau bemüht, um die Wanderer vor den Gefahren der Landstraße zu bewahren und ihnen für die Nacht eine menschenwürdige Bleibe zu schaffen, hatte auch hier seine Stimme erhoben und um Hilfe gerufen. Der Wanderer vor ihm wollte mehr, er wollte, weil er des Wanderns müde war, eine Heimat. Auf Bodelschwinghs Antwort: „Du bist ja nicht fallsüchtig, darum kann ich dich nicht behalten" hat er wie das kanaanäische Weib geantwortet: Ja, Herr, aber doch —- „ich bin auch fallsüchtig." In diesem Mann standen vor Bodelschwingh die vielen Tausende von der Landstraße, die niemand mehr nimmt, die zu­meist mit ein paar Pfennigen an der Tür abge­speist werden, die doch keine Hilfe bedeuten, sondern den Wanderer nur tiefer ins Elend hineinstoßen. Die Pfennige wurden meist wie­der in Schnaps umgesetzt und der Anfang zu einem neuen und noch tieferen Fall. „U n - barmherzigeBarmherzigkeit" nann­te Bodelschwingh solch gedankenloses Geben. Im Grunde wurde der Charakter der Bettler da­durch noch weiter verdorben, sie mußten auf den Gedanken kommen: Es geht auch ohne Ar­beit, man bettelt sich eben durch.

Seine nimmermüde Liebe fand auch hier einen Weg der Hilfe. Im Oedland der Senne schuf er für die Wanderer, die lieber arbeiten wollten als betteln, eine Heimat, kleine Häuser, deren Schlafsäle später in Kabinen eingeteilt wurden und mit einem Tagesraum für den Aufenthalt. So hatte jeder ein ganz kleines Zu­hause, seine drei Wände, die vierte war der Vorhang. So war er wieder persönlich genom­men, wie Gott jeden einzelnen persönlich nimmt, er hatte einen Platz, ein Gebetskämmer­lein, um sich herauszubeten aus seiner inneren Not, und hatte Arbeit. Oedland kultivieren, mit Hacke und Spaten arbeiten, das konnte schließ­lich noch jeder. Eine feste Hausordnung mit ein­geteilter Arbeits- und Freizeit, mit Andachten abends und morgens und den Gesängen der alten Choräle regelte den Tageslauf. Wieviel, was in einem harten Leben verschüttet war, wachte da in den Herzen wieder auf! Was für ein Unterschied: draußen auf der Landstraße ohne Arbeit, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, ohne Brot und immer wieder vor der verschlos­senen Tür, und in der „Arbeiterkolonie", so nannte Bodelschwingh diese Heimstätte Wilhelmsdorf : Arbeit, Brot, Heimat, Got­tes Wort und die Möglichkeit zu seelsorger- licher Aussprache. Nicht mehr überflüssig und abgewiesen, sondern brauchbar und eingeladen, früher abgerissene „Kunden", die um die Schnapsgroschen bettelten („fechten gingen") — jetzt Bodelschwinghs „liebe Brüder von derLandstraße".

Nach dem Tode des alten Vaters hat Johan- nesTrojan in der „Münchener Jugend" ein kleines Gedicht veröffentlicht, das die Stim­mung und den Dank des Wanderers zum Aus­druck bringt:

„Ein Kunde war ich, duft und fein, stets ohne Moos und Fleppe.

Ich kehrt' in jedem Wirtshaus ein und stieg jedwede Treppe.

Als mir die Straßen, die ich ging, zum Hals herausgehangen, bin ich zum Vater Bodelschwingh

nach Wilhelmsdorf gegangen.

Das war ein Kerl! Wie väterlich sprach er mir ins Gewissen, und „Bruder, Bruder" nannt' er mich; das hat mich fortgerissen.

Zum Spaten griff die träge Hand, die sonst nur Klinken drückte, und grub und grub im Ackerland, und die Bekehrung glückte.

Nun ist der Patriarch zur Ruh'.

Wie einst mit allem Volke, spricht er mit Petrus jetzt per „Du" auf einer Himmelswolke.

Der revidiert den Ankömmling gestreng und sagt die Worte:

„Die Fleppe stimmt, Herr Bodelschwingh, herein zur Herbergspforte!"

Diese erste Kolonie im Jahre 1882 blieb nicht die einzige. Südlich von Bremen, in Freistatt, hatte der alte Vater eine große Oedlandfläche, ein Hochmoor, in Bearbeitung genommen, und als er im Berliner Asyl für Obdach­lose die Plünderte der Hoffnungslosen sah, griff er noch als 74jähriger dieselbe Arbeit für die Berliner Obdachlosen an. Im Norden Berlins, nahe Bernau, entstand 1905 für die Obdach­losen ein „H o f f n u n g s t a 1" — damit sie wie­der das Hoffen lernen —, „L o b e t a 1" für jün­gere Leute —• damit sie wieder ein Loblied auf die Lippen bekommen — und „Gnadental" für die Alten.

Bodelschwinghs Grundsatz „Ar­beit statt Almosen" ist heute nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt als richtig anerkannt.

Der Weg zur Schaffung der Arbeiterkolonien war kein leichter. Als Bodelschwingh diesen Ge­danken zuerst aussprach, hat man ihn ausge­lacht. Er hat sich nicht beirren lassen. Die Mittel mußte er sich, wie immer, erbitten. Für Wil­helmsdorf übernahm der damalige Kron­prinz Friedrich das Protektorat. Für Hoff- n u n g s t a 1 schenkte der letzte Kaiser den Speisesaal, und die Kaiserin war mit dem Prin­zen Eitel, der für Hoffnungstal das Protektorat übernahm, bei der Einweihung zugegen. Sie hatte sich ausgebeten, zwischen den Wanderern zu sitzen, was auch zum Entsetzen der Oberhof­meisterin geschah. Bodelschwingh erklärte in seiner Ansprache: „Es ist mir die größte Freude meines Lebens, daß Sie, liebe Kaiserin, einmal zwischen den allergeringsten Ihrer Landeskin­der sitzen." Vielleicht hat er auch „Du" gesagt, genau weiß das niemand mehr.

Die Unmöglichkeit dieser Arbeit, die man Bo­delschwingh prophezeit hatte, stellte sich als Möglichkeit heraus. Es war möglich, dem Wan­derer Heimat zu geben, ihn äußerlich und inner­lich aufzurichten, ihm seine Selbstachtung wie­derzugeben, ihn in Arbeit zu vermitteln und so wieder in das Leben einzufügen. — „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt." An Hoffnungstal, seiner letzten Gründung, hing sein Herz mit besonderer Liebe.

Dienst am Arbeiter

„Wir wollen daran arbeiten, daß durch die Kraft des Evangeliums jeder Deut­sche sein Stückchen Sonne hat."

Das Kleine, Verlorene, Unscheinbare, Verach­tete und Leidende hat Vater Bodelschwingh

nicht mit menschlichen Augen gesehen, sondern mit den Augen des Glaubens. In ihnen erschien ihm der Herr Christus, zwar verhüllt und ver­borgen, aber doch der Herr, nach seinem eige­nen Wort: „Was ihr getan habt einem unter

diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr m i r getan." Bodelschwingh wußte auch, daß der Herr Christus noch in einer anderen Gestalt über die Erde geht, in der Gestalt der Gemeinde, die an ihn glaubt. Wo die beiden Gestalten, die glaubende Gemeinde und der verhüllte Christus, sich treffen, da entsteht allemal ein Stück Him­melreich. Davon hat nicht nur die Gemeinde ihren Segen und die, denen geholfen ist, son­dern das Volk, in dessen Mitte die Gemeinde lebt. In der so verschiedenartigen Not hat Bo­delschwingh nicht nur die Not gesehen, sondern auch die Quellen, aus denen diese Nöte ent­sprangen. Daß er diese Not im Glauben anpack­te, ohne zu fragen, was die Verwaltungen der Länder oder die Regierungen dazu sagten, daß er Wege wies, die mit Erfolg begangen werden konnten, war sein Verdienst. Bodelschwingh gehörte eben nicht zu denen, die nur an der Pumpe stehen, wenn das Schiff sinkt, sondern zu denen, die das Leck verstopfen wollen.

In seiner Arbeit an der Not mußte Bodel­schwingh notwendigerweise auf die Spuren des kapitalistischen Systems stoßen, das Deutsch­land zwangsläufig aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelte. Er sah wohl den gewaltigen Aufschwung, er sah aber auch die entsetzlichen Folgen, die seelische Entwur-

zelung der Menschen, ihre Entfremdung vom Boden und die daraus entstehende Heimatlosig­keit und alle damit zusammenhängenden Ver­fallserscheinungen des Volkslebens. Durch den äußeren Glanz ließ er sich nicht blenden. Als sein Freund Adolf Stoecker, auch ein Kämpfer und Diener der Liebe, den marxistisch beeinflußten Massen, die dem liberalistischen Zeitgeist verfallen waren, die Worte zurief: „Es kommt darauf an, die ganze heutige Gesellschaft an der christlichen Weltanschauung zu mustern und allem, was derselben widerstrebt, den Kampf anzusagen", da stand Bo d ei­se hwingh an seiner Seite. Als zuerst Bismarck und dann das Kaiserhaus Stoecker fallen ließen, hat Bodelschwingh sich treu und tapfer für seinen Freund Stoecker eingesetzt, ohne Rücksicht auf seine eigenen Beziehungen zum Kaiserhaus. 1885 schrieb er an den Kronprinzen Friedrich Wil­helm:

„Ich glaube, daß auf dem Kampfplatz, den Stoecker be­treten, auf dem christlich-sozialen Boden, der Entschei­dungskampf der Zukunft liegt, und daß, wenn das Banner im Kampfe sich neigen sollte, das er erhob, auch die Tage des christ­lichen deutschen Kaiserreiches und die Tage unseres geliebten Hohenzollernhauses ge­zählt sind, was Gott in Gnaden verhüten wolle."

Ein Menschenalter später war diese Prophezei­ung Wahrheit geworden, damals hat man sie nicht gehört. Auch Bodelschwingh stand in der Tragik der Menschen, die eine prophetische Schau haben, die selber das Unheil sehen und den Weg der Rettung wissen, die aber vergeb­lich rufen und das Unheil nicht abwenden kön­nen.

Die Not der Gramenzer Landarbeiter, die aus- gewanderten Deutschen in Paris, die mit Hilfe des dort verdienten Geldes sich in der Heimat eine eigene Scholle kaufen wollten, das Absin­ken der Industriearbeiter, die keine Heimat hat­ten, machte ihm klar: die größte äußere Not liegt in der Loslösung vom Bo­den. Bodenlosigkeit kann ein Volk in boden­lose Tiefe versinken lassen. Als er seine Acker­baukolonie Wilhelmsdorf gründete, wollte er den Boden urbar machen und, wenn irgend möglich, die, deren Schweißtropfen in diesem Boden steckten, dort ansiedeln. Dazu ist es nicht gekommen. Die in den Kolonien aufgenomme­nen Wanderer hatten nicht den „Schuß Eisen im Blut", den der Siedler braucht, um sich durchzu­kämpfen.

Konnte er in dieser Richtung selber zunächst nichts tun, so stellte er die Siedlerfrage in das Licht der Oeffentlichkeit. Auf dem ersten evangelisch-sozialen Kongreß hielt er 1890 den Hauptvortrag: „Mehr Luft, mehr Licht und eine ausreichend große eigene Scholle für den Arbei­terstand!" Er erzählte von einer Witwe, die mit sieben Kindern in einer nicht heizbaren Kam­mer wohnte und für alle zusammen nur ein Bett hatte, das nachts durch eine schmale hölzerne Bank ein wenig verbreitert wurde: — „Das ist meine Banke", sagte die Mutter. Sie legte sich auf das harte Brett, um den Kindern noch den

besseren Teil des elenden Lagers zu gönnen. Menschlicher Rechnung nach war es nach seiner Meinung schon zu spät, die Sturzflut des Um­sturzes aufzuhalten. Aber das war für ihn nicht entscheidend, seine Frage war: „Was ist hier Recht und Pflicht vor Gott?" Er forderte, daß jedem deutschen Arbeiter ein StückBoden gegeben werden müsse, damit er ein Vaterland habe und eine Liebe zum Bo­den und zum Volk, er sprach von der Schuld derKirche, die nicht laut genug von dieser Not schrie, nicht zu Gott und nicht zu den Men­schen. Er zeigte, wie leicht der S t a a t es hätte, von seinen fiskalischen Grundstücken zu geben und Baumeister auszubilden, die es verstünden, gute und billige kleine Häuser zu bauen. Er mahnte die Bürgermeister der Städte und die Ratsherren. Er wies auf die Sparkassen hin, die leicht billiges Baugeld geben könnten, das nir­gends sicherer angelegt sei als in ersten Hypo­theken an den Häusern der kleinen Leute, die all ihren Verdienst und ihre Spargroschen in die kleinen Lauben und Schrebergärten vor den To­ren der Großstadt stecken, um nur einmal Boden unter den Füßen zu haben. „Kauft die Zeit aus", rief er, „wie lange diese günstigen Stunden noch dauern werden, ist unseren Augen verborgen; wir wissen nur gewiß, daß die Nacht kommt, da niemand wirken kann." Immer wieder hat er ge­sagt: „Es kostet viel mehr, einen Menschen lang­sam zugrunde zu richten, als ihm zur rechten Zeit zu helfen." Erst muß etwas passiert sein, eher sinnt niemand auf Abhilfe. Bodelschwingh

5 Bodelschwingh

allein war mit seiner eigenen Kraft und den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln nicht imstande, dem Volksganzen zu helfen, das mußten die Re­gierungen tun; denen schärfte er unaufhörlich das Gewissen.

Als 78jähriger schreibt er ein kleines Heft; „Arbeitslosenelend und Notstandsarbeiter" mit dem Vorwort: „Eine sehr dringende Bitte an den deutschen Reichstag" und spricht zwei Bitten aus; „1. Gib jedem notleidenden deutschen Ar­beiter nutzbringende Arbeit! 2. Gib ihm ein Gesetz, welches die vorhandene Arbeit auf deutschem Boden gleichmäßig verteilt, dann ist sofort für alle Arbeitslosen reichlich Ar­beit vorhanden." Der 73jährige läßt sich um sei­ner Wanderer willen in den Preußischen Landtag wählen, um in Preußen die Errich­tung von Arbeiterkolonien, Herbergen und Wanderstraßen durchzusetzen. Er schreibt: „Volle 25 Jahre bin ich in gleicher Bettlereigenschaft vor den noch tauben Ohren des Abgeordnetenhauses gelegen, um für meine Brüder von der Landstraße die gleiche Gunst zu erbitten, bis endlich am 29. Juni 1917, nachdem ich 47mal in dieser Notsache von Westfalen nach Berlin gereist war, die Gewährung kam, freilich auch erst in einer schwer verstümmelten Gestalt."

Es gehört zu seinen schmerzlichsten Erlebnissen, daß seine politischen Freunde ihn hier, bei dem Kampf um dieses Gesetz, im Stich ließen. Das Reichsgesetz für die Wanderer ist b i s h e u t e nicht gekommen. Vater Bodelschwingh ist darüber gestorben.

In derselben Sache hatte er im Jahre 1904 an den damaligen preußischen Finanzminister ge­schrieben:

„Eine letzte bescheidene Bitte!

Ew. Exzellenz

gaben mir bei unserer letzten Begegnung mit voller Deutlichkeit zu verstehen, daß ich mit meinen Bitten für das Wanderarmengesetz nun gerade genug ge­leistet habe und Sie weiteres Drängen nicht ertra­gen könnten. — Ich gebe Ihnen darin vollständig recht; ich gestehe, daß ich nie in meinem Leben so anhaltend, so unverschämt, so bis aufs Blut einen Menschen mit Bitten gepeinigt habe wie Ew. Exzellenz. Vorgänger hat Aehnliches von mir erlitten. — Ich habe aber auch noch niemals ein solches Recht, ja eine solche heilige Pflicht zum Bitten gehabt — aber ich gestehe ein, daß ich auch vollständig am Ende mei­ner Leistungsfähigkeit bin auf diesem Gebiete."

Fand Bodelschwingh bei seinen Bitten taube Ohren, dann griff er selbst mit aller Kraft und den ihm gegebenen Möglichkeiten die Aufgabe an. Die Ausdehnung Bethels brachte es mit sich, daß in dem kleinen Tal ein Bauernhaus nach dem anderen der Anstalt einverleibt wurde. Bo­delschwingh hatte sich darüber wenig Gedanken gemacht, zumal viele der Besitzer durch Trunk und schlechte Wirtschaft zugrunde gingen. Als er bei einem Brand in Bethel hörte: „Das ist recht, daß es bei Bodelschwingh brennt, warum nimmt er uns unsere Häuser?", da gingen ihm die Augen auf. Er schuf Abhilfe. Dicht vor Bethel wurde ein Grundstück gekauft und in acht Bau­plätze eingeteilt. Hier entstanden die ersten acht Arbeiterheimstätten, Einfamilienhäu­ser mit einem kleinen Garten. Sie waren schnell vergeben. Es mußten immer neue geschaffen werden, so entstand ein großer Kreis von Ar­beiterheimstätten rings um Bielefeld. Der Ver­ein „Arbeiterheim" wurde gegründet, um Kapital zu schaffen. Als das nicht genügte, machte sich Bodelschwingh wieder auf seinen „Bettelweg". Im Jahre 1907 hatte er durch sein rastloses Bemühen erreicht, daß ein Ministerial- erlaß herauskam, der den Rentenbanken gestat­tete, auch Grundstücke von nur einem halben Morgen Größe bis zu drei Vierteln ihres Ge­samtwertes zu beleihen. So war auch hier ge­holfen. Es trat aber ein neues Hindernis ein. Zum Bauen gehörte Land. In der Nähe der Sied­lungen gingen die Bodenpreise sprunghaft in die Höhe. Bodelschwingh war längst mit Damasch­kes Bodenreform vertraut, konnte sich aber mit seinen Forderungen nicht befreunden und hatte ihn abgelehnt.

Adolf Damaschke erzählt, wie bei ihm eines Tages die Tür aufgeht und Bodelschwingh hereinkommt. Ehe Damaschke ihn begrüßen kann, fängt er an: „Bruder Damaschke, hier ist ein Sünder, der Buße tun will. Ich muß beichten. Ich habe manchmal gedacht: da sitzt Damaschke und schreibt und fordert Gesetze über Boden­reform, ja, warum eigentlich? Ich bin ein viel besserer Bodenreformer, ich fange an! Ich baue Häuschen für die kleinen Leute. Und nun ist es so gekommen, wie du immer ge­sagthast. Mit jedem Häuschen, das ich baute, stieg der Preis der Nachbargrundstücke, schon passen Spekulanten auf, wo wir mit unseren Siedlungen hingehen. Es hilft nichts, der Boden­wucher schnürt uns den Hals zu."

So war Bodelschwingh immer bereit, einzuge­stehen, was er nicht richtig gesehen hatte, und zu lernen. Dabei war er aller Theorie abhold.

Als er einmal in Basel gefragt wurde: „Wie den­ken Sie über die soziale Frage?", antwortete er: „Darüber habe ich nicht nachgedacht, das ist mir viel zu theoretisch." Wo er aber praktische Wege sah, da griff er mit tatbereiter Liebe zu.

Erziehungsarbeit

„Was will die Jugend unserer Zeit?

Nichts anderes als neue Antworten

auf uralte Fragen."

Erziehen —- christlich verstanden — ist nichts anderes als helfen, Menschen zu Jesus zu zie­hen. Das kann nun eigentlich keinMensch; Jesus sagt: „Es kann niemand zu dir kommen, es ziehe ihn denn der Vater." Das tiefe Wissen Bodel- schwinghs um alle Erziehungsarbeit war: Nur der von Gott Gezogene und Erzogene kann sol­chen Erzieherdienst leisten. Er leistete ihn so, daß die anderen merkten: der läßt sich von Gott erziehen. Neben seinem Amtszimmer hatte er sein Gebetskämmerlein, in dem der Gekreuzigte hing. HierwurdeBodelschwingher- zogen. So kam es, daß seine Umgebung sein Wort gern annahm, weil sie merkte, daß er sel­ber auf diesem Wege der Mensch geworden war, den sie vor sich sahen. Und der war etwas. Er war es gerade dadurch, daß er nichts aus sich machte. Seine Person trat immer zurück, die Sache, die Arbeit, die er trieb, war Numero eins, er selbst Numero zwei; aber gerade das ist der Weg, auf dem Gott sich seine Leute erzieht. Um so besser kann er selber durch den Menschen

„hindurchtönen" (per-sonare). So wurde Bodel- schwingh Persönlichkeit.

Seine Erziehungsarbeit bestand darin, daß er das, was ihm von Gott geschehen war und im­mer wieder geschah, für seine Mitarbeiter, seine Gemeinde, die Kranken und Gesunden erhoffte, erbetete und erflehte. Weil er vorher mit Gott überden Menschen gesprochenhatte, wurde ihm das rechte Wort der Erziehung in den Mund gelegt, das Wort, das erschütterte. Als er im Berliner Obdach den Arbeitslosen er­zählt hatte, wie er ihnen Arbeit und Brot geben wolle und dazu Geld brauche, legte er einem der dabeistehenden 20jährigen die Hand auf die Schulter und sagte: „Du mußt mir dazu 500 Mark borgen, wo hast du die 500 Mark?" Der Mann hat nicht gelacht, er war auch nicht empört; mit dieser Frage war seine ganze Vergangenheit aufgedeckt und gerichtet, hoffentlich zu einem neuen Anfang. — Als er in seinen letzten Tagen durch Eckardsheim im Rollstuhl gefahren wurde, rief er einen schwererziehbaren Jungen heran, sprach mit ihm in seiner gewinnenden, väter­lichen Weise, legte ihm die Hand auf den Kopf und hieß ihn gehen: „Gott segne Dich!" Dieser Junge war ein rechter Taugenichts in seinem Hause, Bodelschwingh wußte es gar nicht. Am Nachmittag fiel dieser Junge dem Pfleger auf, weil er so ganz still dasaß. „Hausvater", meinte der Pfleger, „der Fritz brütet wieder etwas aus." Der Hausvater nahm den Jungen beiseite, der erzählte dann, was ihm geschehen war. „Alle haben mich bisher immer gescholten, Gott segne Dich! hat noch kein Mensch zu mir gesagt." Der Junge war fortan wie verwandelt.

In diesem besten Sinne war Bodelschwingh Erzieher. Darum konnte er auch Geduld ha­ben mit den Menschen. Für ihn gab es keine Subjekte und Objekte der Erziehung, keine Er­zieher und Zöglinge; die anderen waren mit ihm Objekte der Erziehung Gottes, Gottes Zöglinge und Kinder. So erzog er von sich selbst fort, zu Christus hin: „Er muß wachsen, ich aber muß

abnehmen." Das war die Erziehung, in der er selbst stand. — Die uralte Frage der heranwach- senden Jugend: „Was soll das Leben? Was soll ich in der Welt?" wurde ihnen beantwortet, wenn sie Bodelschwinghs Leben und Wirken ansahen. Das war wirklich Leben, dabei be­dürfnislos, schlicht, und doch von der eigenen Hoheit, die aus der echten Nachfolge Jesu kommt. Rein pädagogisch gesehen war seine Er­ziehung manchmal ganz und gar „unpädago­gisch". Den kleinen Mädchen in Paris ausge­rechnet sofort vom Gekreuzigten zu erzählen, war wirklich unpädagogisch, aber wirksam. Wenn er am Geburtstagmorgen der Tochter einen Kuß gibt und sagt: „Mein liebes Kind, ver­zeih mir alles, was ich an dir versäumt habe", so war das auch ganz und gar unpädagogisch, aber in diesem Augenblick stand er mit der Tochter zusammen vor dem Angesicht des Herrn und dadurch in der tiefsten Verbunden­heit. So allein kommt es zu dem innersten Ver­trauen zwischen Zögling und Erzieher, wie es sich viele wünschen. „Nichts verbindet Men­schenkinder so tief und so fest, als wenn sie ge­meinsam auf den Heiland schauen", das ist das Geheimnis seiner Erziehung.

Es war eine Erziehung zur Freude; denn wer auf den Heiland schaut, kann erst fröh­lich werden. Seine Erziehung drückte nicht, er ließ dem anderen Menschen seine andere Art und war zufrieden, wenn er mit ihm die Front zum Kreuz und die Freude an der Vergebung hatte. Seine Mitarbeiter wurden nicht seine Ko­pien. Wie er seine Arbeit angesehen wissen wollte, zeigt der Besuch des ersten Pastors in Hoffnungstal, den er für diese Arbeit gewann. Ihn hatte Bodelschwingh eingeladen, sich Hoff­nungstal anzusehen und dann nach Bethel zu kommen. Nun war damals Hoffnungstal noch klein, und der Pastor meinte, er wäre doch eigentlich für diese Arbeit zu schade; aber als er zu Vater Bodelschwingh kam, ging ihm der mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Du bist also das liebe Brüderchen, das nach Hoffnungstal will. Es gibt keine schönere Arbeit als die,-- denke dir, du kannst die Engel im Himmel sin­gen machen, wenn es dir gelingt, einem Men­schen von seinem bösen Wege zu helfen." So wurde der Mann für den Dienst gewonnen.

Diese Art der Erziehung ließ dem anderen die Selbständigkeit, ja weckte sie erst; denn der Er­zieher mußte dem anderen ganz offen sagen: „Ich kann dir nicht helfen, ich kann dir aber den nennen, von dem i c h mir helfen lasse." In die­sem Sinne hat Bodelschwingh erzogen. In die­sem Sinne wurden in Bethel Kranke und Ge­sunde erzogen, in der Schule des Leides und der Freude erzogen sie sich gegenseitig mit der Gabe und der Rute, die einer für den anderen in Gottes Auftrag hat.

Von seiner „Pädagogik" aus sah Bodel- schwingh auf die Erziehung in den Schulen und Gymnasien; es gab keine Anstalten, in denen so erzogen wurde. Das evangelische Gymnasium in Gütersloh war für ihn die Stätte, die nach seiner „Pädagogik" arbeitete. Dieses Gymna­sium lag ihm sehr am Herzen.

Nach dieser „Pädagogik" wollte er auch die Pfleger und Pflegerinnen für seine Kranken er­zogen wissen, darum erzog er sie im praktischen Dienst der Liebe. Als einmal ein Pfleger sich beschwerte, daß ein Kranker in einem Wutan­fall sich auf ihn gestürzt habe, sagte Bodel- schwingh; „Brüderchen, die Prügel hattest du längst verdient."

Es ist kein Zweifel, daß solche Erziehungs­arbeit nur der Erzieher leisten kann, der sich immer wieder unter das Wort Gottes stellt. Da­rin sah er den Mittelpunkt der ganzen Arbeit: „Das Wort Gottes muß euch Zusammenhalten."

Für eine lebendige Kirche

„Jeder Organismus kann nur durch die gleichen Kräfte erhalten werden, die ihn geschaffen haben."

Paris, Dellwig, Bethel waren Zeugnis gewor­den für das Wirken des Auferstandenen. Bodel- schwingh hat immer wieder erlebt, daß da eine lebendige Gemeinde entsteht, wo das Wort vom Kreuz und vom Auferstandenen verkün­digt wird. Aus dieser Verkündigung kamen im­mer neu die Kräfte zur Erhaltung seines Wer­kes. Darum war für ihn und seine Gemeinde das Wort Gottes das tägliche Brot. Er wurde nicht müde, überall im Lande von der Freude zu berichten, die durch das Wort in den Herzen der Kranken und Elenden entstand. Christus war nicht ein Mensch der Vergangenheit, sondern erwies sich als der Lebendige und als neue Hoff­nung. Dieses Leben von oben wünschte er als ein echter Missionar für sein ganzes V o 1 k. Er fühlte sich als Schuldner der Christen­heit und vor allem seines Vaterlandes.

Diese innere Stellung hat ihn nicht etwa un­fähig gemacht für die irdische Arbeit; im Gegen­teil, er hat den Heimatsinn gepflegt, ganz Be­thel hat an den vaterländischen Festen seiner Zeit teilgenommen; in allen Schichten des Vol­kes, vom armen Mütterchen angefangen bis zum Kaiserhaus, hatte er seine Freunde, er war ein Mann des Volkes. Er hat Einfluß zu neh­men versucht auf die Gesetzgebung zugunsten der Aermsten, wenn es ihm not schien. Er war nicht weltfremd; ernst und entschlossen aber wies er auf das Bürgertum im ewigen Reich Gottes hin, zu dem Christus berufen, und ge­wann gerade dadurch den inneren Abstand vom Haß und Streit der Parteien und die rechte Stel­lung zu allen irdischen Gegebenheiten, um wie von höherer Warte aus zu raten und zu führen. Er hat mit größter Freiheit und Unbefangenheit auch an den höchsten Stellen gesprochen, wenn sein Verantwortungsgefühl ihn dazu trieb. Und er hat sich Gehör verschafft, denn man merkte: er redete, weil er mußte. Er wußte, daß ein Volk stirbt, in dessenMitte der Herr Christus keinen Platz mehr hat. Hier dachte Bodel- schwingh genau wie Luther, wie Stoecker und Wiehern und arbeitete in ihrem Sinn.

Sein Blick war frei genug, um die tiefen Schat­ten der Kirche zu sehen, den bürokratischen Apparat an der Stelle des brennenden Herzens, die Gleichgültigkeit an der Stelle des Missions­eifers, die erstarrte Sitte an Stelle des Lebens aus Gott. Christliches Leben bedeutete für ihn: Liebe der Gemeinde, Bruderschaft der Herzen. „Wenn ich nur selig bin, das ist die Art und die Unart des Menschen", sagte er gelegentlich. Echte Frömmigkeit führt immer zur Gemeinde.

Da ist Gemeinde, wo jedes Gemeindeglied et­was für den Herrn Jesus Christus tun will; dazu ist keiner zu schwach. Glauben muß dazu füh­ren, sich selbst in den D i e n s t zu stellen. Darin ging Bodelschwingh voran. Als die Zionskirche gebaut wurde, stand er selbst auf dem Gerüst; als er den Wanderern in Bethel die Arbeit des Steineklopfens anbot, mit der sie ihr Mittag­essen verdienen sollten, klopfte er selbst mit. So kam in der Gemeinde ein fröhliches Wett­eifern im Dienen zustande. Die Steine und den Sand für die Zionskirche haben die epileptischen Kranken mit ihren Händen und Schürzen auf den Berg hinaufgetragen. So konnten sie sagen: „Das ist unsere Kirche."

Aller echte Glaube beweist, daß es ihm um den Menschen geht, um sein Heil und ewiges Leben. Wie konnte Bodelschwingh zornig wer­den, wenn er diesen heiligsten Grundsatz des Christenlebens verletzt sah!

Als er in B e r 1 i n bei dem Oberbürgermeister Kirschner zur Aussprache über das Wander­arbeitsstättengesetz das Wort nahm und erlebte, wie ein Bürgermeister nach dem anderen sich über die finanzielle Last dieses Gesetzes beklagte, fragte er leise in den Saal hinein: „Wo sind denn hier die Staatsanwälte?" Als niemand ant­wortete: „Liebe Staatsanwälte, ich weiß doch, daß ihr hier seid, steht doch bitte einmal auf!" Und als sie standen, sprach er: „Ihr lieben

Staatsanwälte, jeder von euch hat jedes Jahr so und so viele meiner Brüder von der Landstraße ins Gefängnis gesetzt, und ihr gehört doch ins Gefängnis mit eurer unbarmherzigen Ge­setzgebung. Ich höre nur: Geld, Geld und immer wieder Geld, aber keiner redetvon den lebendigen Menschen, die umherge­hetzt werden, mit Almosen abgespeist statt mit Arbeit . ." In diesem Kreis war dies Wort eine Tat.

Mit der gleichen Glut heiliger Liebe konnte er rücksichtslos auch gegen seine Freunde auftre- ten, wenn sie nach seiner Meinung eine Ent­scheidung getroffen hatten, die gegen die Liebe verstieß. Er hat, wie sein Sohn erzählt, einmal als alter Mann ein für ihn zurechtgemachtes Quartier nicht angenommen, weil man eine wichtige Frage, ohne ihn anzuhören, falsch ent­schieden hatte. „Ich höre noch seine Stimme", schreibt GustavvonBodelschwingh: „Wenn ich bis hierher rot gewesen bin vor Zorn, so werde ich jetzt weiß." Auf dem kümmer­lichen Lager im Gasthof verbrachte Bodel- schwingh eine schlaflose Nacht, um am nächsten Morgen mit neuer Glut seinen Kampf fortzu­setzen. Er drang schließlich durch, gewann aber zugleich mit seiner Demut und Freundlichkeit die Herzen aller. Am Abend bezog er dann das ihm zugedachte Gastzimmer. Es ist Tat des Glau­bens, zu der die Gemeinde fähig sein muß, daß sie in wichtigen Dingen kein Nachgeben und kei­nen Frieden kennt, sondern mit aller Glut ihrer Liebe sich durchkämpft, bis sie den Sieg errun­gen hat. Sie muß es, weil sie nicht selbst ent­scheiden darf, sondern weil sieandasWort Gottes und die Liebe gebunden ist.

Bodelschwingh hatte darunter gelitten, daß um 1887 Fürst Bismarck sich weigerte, nach dem Kulturkampf die enge Bindung der evang Kirche an den Staat zu lockern und ihrem Eigen­leben Raum zu gewähren. Er schrieb an seinen Freund Hans vonKleist-Retzow:

„. . . Kurz und gut, es gehen einfach Seelen verloren über diesen staatlichen Zwangsschuhen, in die wir ein­gepreßt werden. ... Es ist die Stunde gekommen, wo wir es für einen Verrat an den uns anvertrauten großen Schätzen und namentlich an den uns anver­trauten Menschenseelen ansehen würden, wenn wir es ferner zuließen, daß der konfessionslos gewordene Staat sich die Leitung der evangelischen Kirche an­maßte. . . . Man muß es Bismarck ins Gesicht sagen, daß wir die evangelische Kirche, von deren Bedürfnis­sen er nichts versteht, nimmermehr den Rücksichten der Politik opfern, und daß der Widerstand, den er in der katholischen Kirche gefunden hat, nur ein kleines sei von dem, was er von der evangelischen Kirche zu erwarten habe. Er dürfe sich auch nicht die leiseste Hoffnung machen, daß seinem Widerstand in dieser Beziehung Rechnung getragen werde, und daß er lie­ber zehntausend evangelische Geistliche einsperren dürfe (und es verlangt mich von Herzen, daß ich auch einmal ins Gefängnis gerate), als daß man sein Gewis­sen in dieser Beziehung weiter verletzen werde. Gott wolle geben, daß bei aller Nüchternheit und bei allem I.eidenssinn, zu dem wir uns schicken wollen, doch die Posaunen der evangelischen Kirche einen einmütigen, klaren Ton abgebenl"

Der Tatbeweis des evangelischen Glaubens ist und bleibt, daß er selbst das Wort Gottes hört und in aller Freimütigkeit und furchtlos sagt.

Praktische Erziehung der Theologen

„Wahre Diakonie ist es, die hohe Wis­senschaft der Liebe zu lernen und das Examen demütigen Dienstes zu be­stehen."

Vater Bodelschwingh wußte aus seinem eige­nen Leben, wie das Studium der Theologie bei beständiger glaubensloser Kritik geeignet ist, das vorhandene Glaubensleben zu gefährden und dem Menschen alle Freudigkeit zum Dienst am Wort zu nehmen. Wo die rechte Verkündi­gung des Wortes fehlt, kann das Feuer des Glau­bens nicht angezündet werden; wo der Glaube fehlt, kann auch keine Liebe entstehen. Er wuß­te aus seinem Bethel und auch aus anderen Stätten der Inneren Mission, daß sie alle getra­gen wurden von der Liebe, die aus dem Glauben kommt, und hat es sich immer wieder angelegen sein lassen, mitzuhelfen, daß neuer Glaube ent­facht würde. Er reiste selbst im Lande umher und stellte auch seine Mitarbeiter zu Festen der Inneren Mission zur Verfügung, um Glaubens­leben in den Gemeinden zu wecken. Zwangsläu­fig richtete sich sein Auge daher auch auf die, die in der Ausbildung des Studiums standen. Er hatte um 1894 zu einer Besprechung über die Gründung einer freien theologischen Fakultät aufgerufen, war aber auf schärfstenWiderspruch gestoßen. Es wurde nichts weiter daraus als ein Studienhaus in Bonn.

Brennend fiel diese Not in Bodelschwinghs Herz, als ein Pastor, dessen Sohn Theologie stu­dieren wollte, klagte, er wisse nicht, wo er sei­nen Sohn hinschicken solle. Glaubenslosen Leh­rern wollte er ihn nicht ausliefern, hatte auch Furcht vor dem bösen Leben vieler Universitä­ten, wo junge Studenten an Leib und Seele ver­derben konnten. Im Jahre 1904 hatte sich Bodel- schwingh mit Pastor D. S. J a e g e r in Eisleben in Verbindung gesetzt, um mit ihm den Plan einer Theologischen Schule in Be­thel zu beraten. Es gelang ihm, den Mann zu gewinnen. Bodelschwingh wollte gern heraus aus der bösen Zwickmühle, unter der die Aus­bildung der Theologen stand: auf der einen Seite die pietätlosen Kritiker von den Hoch­schulen, auf der anderen Seite unverstän­dige, wenn auch wohlmeinende Verteidiger der Bibel in den Gemeinschaften, die er sonst sehr schätzte. Auch in dieser Frage war er zugleich der Mann des Gebets und der Mann der Tat. Er wußte wohl, daß fromme Lehrer der Kirche nicht von Menschen gefordert, sondern von Gott er­beten werden müssen, andererseits aber auch ein Platz da sein muß, an dem die Studenten im Zusammenhang mit dem Leben einer christ­lichen Gemeinde sehen, was Gemeinde, Glau­ben, Gebetsleben und Tat der Liebe ist. So wur­de die Theologische Schule in Bethel im Jahre 1904 gegründet. Ein einziger Kandidat hatte sich gemeldet. Als Bodelschwingh dies betrübt sei­nem Freunde Jaeger mitteilte, antwortete der: „Ich fange auch mit dem einen an." — „Dafür kriegst du einen Kuß", meinte Bodelschwingh. Am Tage der Eröffnung waren es elf. Mehr wollte er gar nicht, „zwölf höchstens", sagte er, „soviel wie der Heiland Jünger hatte."

Schon vorher, seit 1888, hatte Bodelschwingh sich darum bemüht, die theoretische Arbeit des Studiums durch praktische Arbeit zu ergänzen und in einem „Kandidatenkonvikt" in Bethel besonders die Kandidaten, die Lust hät­ten, später einmal unter den Heiden das Wort Gottes zu verkünden, im praktischen Dienst aus­zubilden. Wer dort eintrat, bekam die blaue Schürze der Pfleger um und machte bei den Epileptischen jeden Dienst mit. Hier kam der junge Kandidat in die Hochschule des Dienstes, lernte er das Bücken und Kleinwerden. Aus eigener Erfahrung wußte Bodelschwingh, daß dieser niedrige Dienst die beste praktische Vor­schule für die Verkündigung des Wortes Gottes ist. Hier steht man nicht der Not gegenüber, sondern mittendrin, sieht sie nicht bloß von außen, sondern faßt selbst mit helfenden Hän­

den an. Das mußte der Verkündiger des Wortes Gottes lernen, um nachher in seiner Gemeinde mit gutem Beispiel voranzugehen und auch an­dere zu jedem Dienst willig machen zu können. Sie lernten dort angesichts des Elends etwas von dem Segen des Elends, das sie später in ihrer Gemeinde in tausend Formen trafen, und die Kraft kennen, die aus dem Leid kommt, wenn es im Gehorsam getragen wird. Viele Hunderte spätere Pastoren haben diesen „Dienst mit der blauen Schürze" als ihre schönste und eindrück- lichste Vorbereitungszeit bezeichnet. Anderer­seits wurde das Hereinströmen junger, glau­bensfroher Menschen für die Gemeinde der Kranken ein hoher Gewinn. Sie blieb auf diese Weise ganz praktisch mit dem Leben in der Welt verbunden und nahm betend und glaubend teil an den Fragen, die das Volk bewegten. Ihr Blick blieb nicht auf die „Anstalt" beschränkt, sondern weitete sich, sah hin über das Vater­land und auch über die Grenzen hinweg in die Gebiete der Welt, in die noch kein Wort Gottes gedrungen war.

Aeußere Mission

„So wenig ihr die rechte Hand von der linken trennen könnt, ohne daß ihr Krüppel schafft, so wenig dürft ihr die Aeußere und die Innere Mission aus­einanderreißen. Keine kann die andere entbehren, jede muß der anderen hel­fen; denn sie sind Geschwister."

War Bodelschwingh der Dienst an der Heiden­welt persönlich versagt geblieben, so hatte er sich doch für diese Arbeit seine ganze Liebe be-

6 Bodelschwingh

81

wahrt. Er stand im steten Zusammenhang mit der Baseler Mission, und als bei der Erwerbung von Ostafrika unser letzter Kaiser forderte, daß dieser Erwerbung die Christianisierung des Lan­des folgen müsse, trat diese Frage durch Pastor Diestelkamp von der Nazarethgemeinde in Berlin an ihn heran. Diestelkamp hatte selbst bei den bestehenden Missionsgesellschaften sich Kräfte für diese Arbeit beschaffen wollen, war aber überall auf Absage gestoßen. Als er selber bei allem guten Willen und brennendem Eifer mit den Schwierigkeiten nicht fertig werden konnte, war er zuletzt zu Vater Bodelschwingh gekommen; der aber zögerte angesichts seiner eigenen großen Arbeit. Alles Bitten half nichts. Schließlich sagte Diestelkamp, der in Bodel- schwinghs Zimmer auf dem Sofa saß: „Ich stehe nicht eher aus dieser Ecke auf, als bis du mir hilfst." Da sagte er seine Hilfe zu. Zunächst ver­suchte er noch einmal, ob nicht doch irgendeine andere Missionsgesellschaft die Arbeit überneh­men wolle; als sich niemand fand, stellte er die Gemeinde seiner Kranken und Gesunden in den Missionsdienst. Es war, als hätten alle nur auf diesen Ruf gewartet. Pfleger und Pflegerinnen wollten gern nach Afrika gehen, auch zwei Pastoren, Johannsen und W o h 1 r a b , wa­ren bereit. Im Frühjahr 1892 wurden sie für den Dienst imUsambaralande abgeordnet. Es galt, dem Vordringen des Islams Widerstand zu leisten, vor allem aber den Hauptstoß des An­griffs mitten hinein in das Herz des Heidenlan­des zu führen. War Bodelschwingh zuerst nur zögernd an diese Arbeit gegangen, so schenkte er ihr nach und nach sein ganzes Herz. Als kurz vor seinem Tode die Aussendungen nach Ruan­da erfolgten, rief er: „Nicht so langsam, siesterbensonstdarüber!" Seiner Ar­beit in der Äußeren Mission ging es ähnlich wie seiner Arbeit in Bethel, die Arbeitskräfte kamen wie von selbst: Theologen, Handwerker, Land­wirte, Kaufleute und auch die für diesen Dienst geeigneten Frauen, verheiratete und unverhei­ratete. Aus dem Usambaragebiet heraus wurde der Vorstoß in das Land zwischen Kongo und Nil gewagt. In L u t i n d i gründete er die erste AnstaltfürGeisteskranke auf afrika­nischem Boden — nach Bethels Vorbild. Ja, Bethels Augen hingen an Afrika, hinterden Missionaren stand die Bethelge­meinde in Bethel selbst und die große Bethel­gemeinde des Vaterlandes mit ihrer Liebe, ihren Gebeten und ihren Gaben, Bodelschwingh allen anderen voran. Als sein erster Schlaganfall ihn an das Zimmer und an den Lehnstuhl fesselte, war doch sein Herz weit drinnen in Afrika. Noch kurz vor seinem Ende hatte er in der einen Hand eine Nilpferdpeitsche und in der anderen ein Stück Kautschuk und sagte bei sich selbst: „Um dieses Kautschuks willen werden deine farbigen Brüder geschlagen; vorwärts, du alter Faulpelz!"

Der Heimgang

,,Christus steht nicht hinter uns als un­sere Vergangenheit, sondern vor uns als unsere Zukunft."

Wer den Herrn Christus im Herzen trägt, ist für den Heimgang gerüstet, weil er weiß, wo sein Weg hingeht. Als Bodelschwingh kurz vor dem Zusammenbruch seiner Kräfte in Berlin sei­nen 82jährigen Freund K u h 1 o , den früheren Leiter des Elisabeth-Krankenhauses, zwei Tage vor dessen Heimgang besuchte, fielen sich die beiden Freunde in die Arme, und Vater Bodel­schwingh rief: „Bruderherz, was sind wir doch für glückselige Leute, daß wir so dicht vor den Toren der Ewigkeit stehen!" Und dann stimmten sie wie von selbst an:

„Ein Tag, der sagt's dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit.

O Ewigkeit, du schöne,

mein Herz an dich gewöhne,

mein Herz ist nicht von dieser Zeit."

In Bethel traf ihn kurz darauf ein Schlaganfall. Doch erholte er sich bald und gewann auch durch eiserne Uebung seine Sprache wieder. Ein stil­les Jahr wurde ihm noch geschenkt, in dem er wie von drüben her noch einmal sein Lebens­werk überblicken durfte. Aus dem kleinen Be­thel war eine „Stadt auf dem Berge" geworden, „die Stadt der Barmherzigkeit", wie man sie später einmal genannt hat, aus den Ein­öden der Arbeiterkolonien blühende Gärten, aus dem Stöhnen und Seufzen beladener Men­schen Lob- und Danklieder. Seinen 79. Geburts­tag feierte er noch einmal im Kreise der Seinen,

Gott hatte ihm noch ebensoviel Kinder ge­schenkt, wie er ihm genommen hatte, dann brach sein ewiger Tag an.

In seine letzten Tage hinein waren noch Verhandlungen mit dem Kriegs­ministerium gekommen. Bodelschwingh wollte für die Soldaten gern solche Einzelstüb­chen haben, wie er sie für seine Wanderer in den Arbeiterkolonien hatte, um bei der Gemein­schaftserziehung für jeden Soldaten auch das nötige Maß von Einsamkeit zu schaffen, das der Mensch für die charakterliche Ausbildung zur Selbstbesinnung braucht. An seinem letzten Ge­burtstag war als Geschenk die Antwort gekom­men: man wolle trotz der finanziellen und mili­tärischen Bedenken diese Frage prüfen und Hoffnungstal besichtigen. „Sechs Jahre", sagte er, „möchte ich noch leben, dann habe ich die Sache durch." Der Tod hat ihm diese letzte Ar­beit an den Wehrfähigen aus der Hand genom­men. Um diese Frage ist es später wieder still geworden.

Am Abend des 1. April 1910 betete er noch mit den Seinen nach der Abendandacht: „Sorget nichts, liebe Kinder, alle eure Sorge werfet auf ihn!" Oben im Schlafzimmer traf ihn ein neuer Schlaganfall. Am Mittag des übernächsten Tages ging er heim, denselben Weg, den seine Frau fast sechzehn Jahre vor ihm gegangen war. Sie dürfen schauen, was sie geglaubt haben.

Was können wir von Vater Bodelschwingh iernen?

„Du mußt klein werden und Er ganz groß."

Christus hat ewige Geltung, und das Leben seiner Zeugen behält für alle Zeiten seinen un­verlierbaren Wert. Wenn große Epochen der Geschichte zu Ende gehen, setzt der lebendige Gott an das Ende immer wieder einen Mann, der mit seinem Leben über seine Zeit hinaus­weist und seiner Gemeinde Ziel und Weg zeigt. So dürfen wir Vater Bodelschwingh ansehen. Es liegt uns fern, ihn zu rühmen; das wäre gar nicht in seinem Sinn, er wollte keine Ehre, nicht für sich und nicht für sein Werk. „Wenn es je dahin käme, daß Bethel zur Ehre von Menschen benutzt würde, dann wäre es besser, die ganze Anstalt ginge in Flammen auf", hat er selbst ge­sagt. Damit wollte er bezeugen, daß er sein Werk als eine Gabe Gottes ansah und alles, was er geschaffen hat, zur Ehre Gottes dienen sollte. Es war ihm ein heiliges Anliegen, daß es so bliebe. In seinem Vermächtnis schreibt er:

„Die Hauptsache bleibt, daß die Anstalten im bisheri­gen Frieden miteinander zusammenbleiben. Jeder Ver­such, dieselben geistlich und leiblich und materiell streng voneinander zu scheiden, wird die schmerz­lichsten Folgen haben und den Frieden zerreißen. Sehr herzlich möchte ich auch bitten, daß unseren Anstalten einesteils das Gepräge der Armut und Niedrigkeit, an­dererseits der weiten Barmherzigkeit bewahrt bleibe. Nie soll das Geld Königin sein, sondern die Barmher­zigkeit. Hierbei werden die Anstalten sich auch mate­riell am besten stehen. Nicht die festen Kapitalien, sondern der Glaube soll die Sicherheit unseres Be­stehens sein und bleiben. Der barmherzige Heiland, der diese Anstalten bisher mit seiner Gnade erhalten hat, wolle allezeit mit seinem teuren Wort und Sakra­ment in denselben wohnen und walten, damit sein Name allein gepriesen und vielen Elenden geholfen werde."

Die Nachfolge Christi ist zu lernen, der Gehor­sam gegen sein Wort, der kindliche Glaube, die nimmermüde Liebe, die jede Aufgabe angreift, die ihr vor die Füße gelegt wird. Man kann nur unterstreichen, was Fritz von Bodelschwingh bei der Feier des hundertsten Geburtstages seines Vaters in Berlin gesagt hat: „Wir wollen nicht trauern, daß wir ihn nicht mehr haben, sondern loben und danken, daß wir ihn gehabt haben, und uns die Augen und das Herz erbitten, daß jeder einzelne von uns so wird wie er."

Lebte Vater Bodelschwingh noch, er würde wieder wie einst an der Seite aller Gedrückten, Elenden und Schwachen stehen und mit der gan­zen Glut seiner Liebe sich ihrer annehmen, in der Gewißheit, auf diese Weise am besten den Gesunden Raum zu schaffen zur Entfaltung und durch den Dienst am Elend den Gesunden die Bedeutung der Kraft Christi für ihr eigenes Le­ben aufgehen zu lassen. Denn immer noch ist das Liebhaben um Christi willen das geheimnis­volle Band, das Menschen unauflöslich fest zu­sammenbindet zu einer echten, unzerstörbaren Gemeinschaft und gemeinsamem Loben und Danken. Und das ist der beste Weg, um mit allen Schwierigkeiten des Lebens und mit dem Sterben fertig zu werden. Dies Vermächtnis trägt die Bethelgemeinde von ihrem Vater, um es weiterzugeben an alle, die es annehmen wollen.

Wir schließen dieses kleine Lebensbild dieses ersten Diakonen seines Werkes mit den Worten seines Sohnes und Nachfolgers D. Fritz von Bodelschwingh:

„Wenn Gott allen Berechnungen zum Trotz unsere Arbeit erhält und weiterführt, so soll uns das nicht nur danken lehren für seine Barmher­zigkeit, sondern helfen, immer eifriger, wärmer und weitherziger zu werden in der Liebe gegen die, um derer willen wir da sind. Gewiß nötigt uns der Mangel zur größten Sparsamkeit. Aber wir wollen nicht sparsam sein in der Liebe, nicht sparsam im fröhlichen Dienen, nicht sparsam in erfinderischen Gedanken, die neue Wege suchen und täglich neue Nöte heilen. Daß diese Not in immer wachsendem Strom nach Bethel kommt und in immer erschütternderen Bildern vor unse­ren Augen steht, scheint ein Zeichen dafür zu sein, daß die Welt uns noch braucht, und daß auch Gott der Herr uns noch gebrauchen will. Darum muß unsere Losung heißen: Fröhlich vorwärts!" —

Durch die Liebe aus dem Leid neues Leben wecken, das soll die Aufgabe von Bethel bleiben.

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorra­gendem Maße zur Verwendung im Reli­gionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauen­abende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunder­wege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Mei­sters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literari­sche Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirk­licher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

1. Die den einzelnen Abschnitten vorangestellten Worte sind Aussprüche Vater Bodelschwinghs. [↑](#footnote-ref-1)